

Interkulturell International Integrativ

Herausgeber: InForum e.V. Freiburg

Portrait



Bevor Babou seinen Geburtsort verlassen hatte, konnte er nicht lesen und schreiben, jetzt hat er einen Beruf und baut ein Hospital. ►► Seite 3



SCHWERPUNKT Zugehörigkeit

Suche nach Gemeinsamkeiten, Utopien, Lebensmittelpaketen, buntes Vereinsleben – und wem gehört eigentlich Ajvar? Und wer ist an Corona Schuld?

►► Seiten 4–10



Kultur

Es riecht nach Brot, ein Schlüssel geht verloren und die schöne Colga auf Reisen. ►► Seiten 14–15



▲ Dazu! Wozu? Zuwas? Wohin? Warum?

Foto: kwasibanane

Ait olmak! Ama neye? **Dazugehören! Aber wozu?** **Забезпечення належності, але навіщо?**
 ? אבל למה? מרגישים שייכים, Pertencer, pero ¿a quién? ¿para qué? **Appartenenza, ma a cosa?**
 Pertencer mas a quem e para quê? **歸屬感 - 何為歸? 為何歸?**
 Принадлежность! А к чему? **Принадлежа, но към кого и за какво?**
 მიეკუთვნებოდე, ვის, რას, რისთვის?

In einer Taverne auf einer Insel: Ein bisschen Ouzo, viel zu essen, Kinder und Alte dabei, griechische Musik. An einem Tisch haben zwei ältere Paare so richtig griechisch gefeiert, als wollten sie sich selbst davon überzeugen, wie sehr sie dazugehören. Ich wurde neugierig, wer sie sind, hörte aufmerksam zu und entdeckte in ihrem Griechisch deutsche Sätze.

Wohin gehören wir innerlich? Zu einem oder zu mehreren Ländern, Orten, Ideen, sozialen Schichten oder Subkulturen? Das kann sich im

Laufe unserer Leben – oft unerwartet – ändern. Ob eine Schulklasse, Gruppe oder das Land unsere Zugehörigkeit anerkennt, bleibt jedoch offen. Auch bestens integrierte oder sogar hier Geborene fragen sich oft: »Wann gehören wir endlich dazu?« Dann kommt eine Krise wie die Pandemie und zeigt uns: »Nein, immer noch nicht.« (S.4 und 8)

Aber zu wem oder was wollen wir eigentlich gehören? Zu einer sich plötzlich national bewusst gewordenen Mehr- oder Minderheit, die jedes Gericht, jedes Lied als *unseres*

oder *nicht unseres* sieht oder sogar in Kriege zieht (S. 6)? Oder dient das Zugehörigkeitsgefühl dazu, Menschen in Not im Heimatland zu helfen, wie es die Brasilieninitiative macht? Diese Initiative unterstützen jedoch auch viele Deutsche.

Der Historiker Yuval Noah Harari meint in der *Kurze Geschichte der Menschheit*, dass der Homo Sapiens überlebte, weil er durch Sprache und Aufbau eines *Wir-Gefühls* große Einheiten bilden konnte. Dadurch hat Sapiens jedoch auch andere Homos (z. B. Neandertaler) und Tierarten

verdrängt oder ausgerottet. Deshalb ist es schon lange eine Utopie vieler heller Geister: *Keine Zugehörigkeit mehr!* (S.9). Oder gleich mehrere? Nicht umsonst wiederholen unsere Autor*innen unabhängig voneinander: *Unsere Heimat ist die Welt!*

Trotzdem finden Sie in dieser Nummer viele lokale Freiburger Themen w. z. B.: »Einsatz von Geflüchteten für ihre Rechte«, »Wie war das Jahr für Roma und Sinti?«, »Studium in der Pandemie« oder »Wofür kämpft gerade der Migrant*innenbeirat?«
 Viktoria Balon

Pressum

Herausgeber: InForum e.V. Freiburg

ViSDP: Viktoria Balon

Projektleitung: Barbara Peron

Redaktion: Viktoria Balon, Laura Biolchini, Kirill Cherbitski, Susanne Einfeld, Murat Küçük, Carmen Luna, Barbara Peron, Gerd Süßbier, Alexander Sancho-Rauschel, Naemi Ntanguen

Grafik und Layout: Reinhardt Jacoby (kwasibanane)

Lektorat und Korrektorat: Susanne Einfeld, Christiane Mihm

Kontakt zur Redaktion: inzeitung@googlemail.com

Die InZeitung erscheint dreimal jährlich als Beilage zum Amtsblatt und wird allen Freiburger Haushalten zugestellt. Das Amtsblatt ist auch bei der Bürgerberatung im Rathaus erhältlich.

Ausgabe vom 30. Juli 2021
Auflage: 107 000
Druck: Freiburger Druck GmbH

Leser*innenbriefe

geben nicht unbedingt die Meinung der Redaktion wieder. Im Falle einer Veröffentlichung behält sich die Redaktion Kürzungen vor. Nicht alle Zuschriften können veröffentlicht werden.

Zu »Was macht einen Lehrer oder eine Lehrerin zum Vorbild?« in InZ33

◊ Die letzten 4 Sätze dieses sich ergänzenden Austauschs gefallen mir am besten. [Red.: »Geben und Nehmen! Genau das ist es! Wir lernen ja auch von unseren Kindern. Und wenn wir ihnen das zeigen, sind wir wirklich in Kontakt.«] Zudem besonders wichtig finde ich aber die Achtung der Würde der Kinder und auch zwischen den Lehrkräften: kein Bloßstellen, kein Erniedrigen, kein KleinMachen! In (West)Deutschland war diese Art der Gewalt früher in Schule und Familie sehr verbreitet (s. auch das auf Seite 9 von Tomas Wald genannte Buch!) und so oft prägend für den weiteren Lebensweg. Barbara Wimmel, Jahrgang 1962

◊ Liebe Redakteur:innen, Autor:innen und alle IN Zeitungs-Macher:innen, ich hab auch eure letzte Ausgabe wieder

mit großem Genuss gelesen und fand sie wunderbar. Das wollte ich jetzt endlich mal rückmelden. Danke euch und macht bitte weiter so! Ich finde, eure Artikel sind trotz der nur 3 Ausgaben p.a. immer am Puls der Zeit und treffen einen Nerv. Herzliche und solidarische Grüße Irene Vogel, Stadträtin der Unabhängigen Frauen

◊ Gerne blättere ich immer wieder Ihre wertvolle Zeitung durch und gerade in den Ferien hatte ich mir etwas mehr Zeit dafür genommen. Bitte teilen Sie Frau Prokudina mit, dass es in der Stadtbibliothek am Münsterplatz sehr wohl Märchen für Kleinkinder gibt. Dipl. Bibl. Heidi Nußbaumer, Stadtbibliothek Freiburg



Foto: kwasibanane

Wir danken

Prof. Dr. Albert Georg Schüler, Ulrike Schnellbach, Klaus Schumacher und Helen Pert für ihre Spenden

Unterstützen Sie mit Ihrer Spende Migrant*innen als Akteur*innen in den Medien.

- ◊ Ab 18 € Jahresbeitrag sorgen Sie für verlässliche Planung und langfristige Absicherung der Zeitung. Die InZeitung kommt immer zu Ihnen nach Hause.
- ◊ Mit einer Spende ab 100 € tragen Sie aktiv zur Mitfinanzierung der nächsten Ausgabe bei.
- ◊ Auch kleine Beiträge helfen die InZeitung zu erhalten.
- ◊ Auf Wunsch erhalten Sie von uns selbstverständlich eine Spendenbestätigung.

Spendenkonto:

InForum e.V.
Stadtkasse Freiburg
IBAN DE55 6805
0101 0013 3881 59
BIC FRSPDE66XXX



Unfug!

Leserbrief von Prof. Dr. hc. Bernhard Wulff

Liebe Redaktion, nach der Lektüre der letzten Ausgabe der InZeitung drängt es mich zum Widerspruch. Viele Beiträge in dieser Ausgabe der InZeitung, die sich als interkulturell und integrativ versteht, dienen nicht dem gegenseitigen Verständnis. Behauptungen können hingegen gesellschaftliche Spaltung zementieren. Da wird von Thomas Wald das Roma-Erziehungswissen der Deutschen Mutter gegenüber gestellt, ein Buch des Jahres 1934 zitiert und unterstellt, daß Die Deutschen Mütter ihre Kinder bis heute zur Disziplin nach Anleitung dieses Buches erziehen. Das ist Unfug! Ich schätze es, in einem Land zu leben, in dem meine Grenzen dort enden, wo die Grenzen anderer beginnen. Es ist ein Form des gegenseitigen Respekts, Grenzen anderer nicht zu überschreiten.

Ketino Bachia vermisst ihr Dorfleben der afrikanischen Weisheit – ok, das kann vielleicht auch ein anderes Wort für Heimweh sein. Aber ich möchte mir nicht die Jacke anziehen, daß in Deutschland die Kinder am Leben vorbei lediglich zu braven Bürgern erzogen werden. Auch das ist Unfug! Sie werden sicherlich anders als in Afrika, Bulgarien oder der Mongolei ins Leben eingeführt. Die permanente Klage darüber, wie schlecht es hier in Deutschland angeblich sei, ist inflationär, letztlich auch kontraproduktiv. Bislang durfte ich selbst in ca. 50 Ländern der Welt arbeiten und habe sehr viele Menschen anderer Kulturkreise kennengelernt und ihre Lebensform respektiert. Viele von ihnen konnte ich auch nach Deutschland einladen. Eben deshalb bin ich sensibilisiert, wenn pauschale Vorwürfe erhoben werden. Interkulturell heißt auch, keine Einbahnstraße zu manifestieren: Zum Tango gehören immer zwei.



Wer darf mitmachen? beim Gesellschaftstango Foto: kwasibanane

Zum Tango gehören immer alle

Antwort von Timur Abramovich

Sehr geehrter Herr Prof. Dr. hc. Wulff, Nicht oft bekommt die InZeitung eine dermaßen fundierte Antwort und so einen leidenschaftlichen Widerspruch. Deswegen schätzen wir Ihren Brief sehr.

Die InZeitung, wie Sie es richtig zitiert haben, versteht sich als interkulturell und nicht multikulturell. Eine Aufteilung der Gesellschaft in verschiedene nebeneinander existierende Enklaven oder Diasporen sehe ich als kontraproduktiv. Ich bin davon überzeugt, dass jeder Mensch, ob migrierend oder sesshaft, mehrere Identitäten und keine Grenzen hat. Echtes kulturelles Schaffen stellt politische und kulturelle Grenzen ständig in Frage, im Endeffekt setzt es sich die Abschaffung von Grenzen zum Ziel. Der Wunsch, »Grenzen anderer nicht zu überschreiten« kann gut gemeint sein, wurde aber in letzter Zeit viel zu oft benutzt, um Gleichgültigkeit gegenüber dem Leiden der Anderen zu rechtfertigen.

Was wie eine »permanente Klage« erscheint, ist, von unserer Seite gesehen, ein legitimer und berechtigter Protest. Permanent oder nicht, wird er so lange dauern, wie die Diskriminierung der Migranten ein gesellschaftliches Problem bleibt. Die meisten unserer Autor*innen, obwohl nicht hierzulande geboren, betrachten Deutschland als ihr Land und müssen das Anliegen,

sich diesem Land gegenüber zugespitzt kritisch zu äußern, gar nicht verteidigen. Es gehört so. Ketino Bahia, die, wie Sie behaupten, Heimweh nach ihrem afrikanischen Dorf zu haben scheint, kommt aus Georgiens Hauptstadt Tiflis, die sechs mal mehr Einwohner als Freiburg hat. Aus dem Kaukasischen Kulturkreis, wie Sie vielleicht sagen würden? In der Realität aber reicht die künstlerische Identität der in der multinationalen Metropole geborenen Autorin bis nach Afrika und bestimmt bis nach Deutschland und weit darüber hinaus. Die Vielseitigkeit dieser Welt-Erfahrung lässt uns auf weitere bissige und weise Texte warten – und freuen.

Und wenn Sie schon das Wort Heimweh – das sonst eher selten in der InZeitung vorkommt – erwähnt haben: Es ist ja durchaus menschlich, manchmal Heimweh zu haben, z. B. nach jenen Zeiten, als das Eigene und das Andere bequem voneinander getrennt waren. Aber gab es diese Trennung wirklich? Und wenn ja, war sie eigentlich wirklich so bequem? Nicht zu Zeiten Der Deutschen Mutter, des Buches, das übrigens in der Nachkriegszeit »nach dem neuesten Stand überarbeitet und erweitert«, mehrmals in einer Gesamtauflage von 1,2 Millionen gedruckt wurde und »das Denken und Handeln von Erziehenden weit über 1945 hinaus« beeinflusst hat.

B Ahrbeck. B. Kinder brauchen Erziehung. Die vergessene pädagogische Verantwortung, Stuttgart 2004, S. 15.

Von Viktoria Balon

Ich habe Baboucarr Boye (Babou) zum ersten Mal in der Stammkneipe vom Interkulturellen Theater gesehen, wo die Schauspieler sich nach einer Probe unterhielten. Er ist mir gleich aufgefallen: Sein Charisma, die positive Ausstrahlung und lässiges Auftreten machten ihn zum Zentrum einer bunten, lauten und freudigen Runde an diesem Abend.

Bis zu seinem 23. Lebensjahr lebte er in Jahanka, einem abgelegenen Dorf in Gambia. Seine Familie pflanzt viel an: Mais, Erdnüsse, Reis, Bohnen. Er war nie in der Schule und in der Regenzeit half er seinen Eltern. Und als er erwachsen wurde, jobbte Babou nach der Erntezeit oft in Senegal. In seinem Dorf gab es keine Autos, und um irgendwohin zu fahren, nahm man Pferde oder Motorräder. Seine Familie ist sehr groß: Sein Vater hat drei Frauen und Babou damit 24 Geschwister, von Onkeln und Tanten ganz zu schweigen. Das Land, das sie besitzen, reichte nicht, um die immer weiter wachsende Familie zu ernähren. Sie mieteten zusätzliche Flächen, die Ernten ausfielen, mussten sie dennoch die Pacht bezahlen. »Es wurde immer enger – ich dachte an meine zukünftigen Kinder und ich sagte: Ich will weg. Ich mag es nicht besonders auf dem Feld zu arbeiten, es ist nicht meins. Ich wollte etwas Neues. Ich wusste, so lange ich da lebe, werde ich nie lesen und schreiben lernen.«

2014 ist Babou über Istanbul, Sofia und Belgrad nach Deutschland gekommen, und nach kurzen Aufenthalten in Flüchtlingslagern in weiteren vier Städten ist er nach Freiburg gelangt. »Ich will arbeiten und zur Schule gehen«, sagte er dem Sozialarbeiter im Wohnheim in der Bissierstraße. Er hatte das Glück, einen Praktikumsplatz zu bekommen, in einer Firma, wo ihm die Arbeit und die Menschen sehr gut gefielen und wo er bis heute arbeitet. Jeden Morgen ging er von sieben bis 13 Uhr zur Schule, dann fuhr er nach Denzlingen, zur Arbeit. Babou ist sehr stolz: auf seine Bemühungen und das Resultat: »Ich bin gekommen, ohne schreiben und lesen zu können, konnte kein Deutsch, nur ganz wenig Englisch, das ich in dem halben Jahr in Sofia aufgeschnappt habe. Und mit 26 habe ich dann schon den Hauptschulabschluss gemacht und spreche fließend Deutsch. Und jetzt, mit 30, bekomme ich bald den Abschluss als Industrie-Mechaniker.«



Baboucarr Boye: Gut gelaunt, engagiert und erfolgreich Foto: Hans Simonyi

Ein Krankenhaus für Jahanka

Baboucarr Boye ist in Freiburg fest verankert, doch die Verbindung zu seinem Heimatdorf in Gambia hat er nicht aufgegeben

Parallel hat er noch etwas Neues und Wichtiges für sich entdeckt: das Theater. Schon nach zwei Monaten in Freiburg fing er an beim Cargo-Theater mitzuspielen, erst einmal, um Kontakte mit Deutschen zu bekommen, dann mit wachsenden Glücksgefühlen. Am Anfang, als er noch kein Deutsch sprach, sollte er kurze Texte auswendig lernen, spielte aber immer weiter, und nach drei Stücken mit dem Cargo-Theater im E-Werk hatte er jetzt im Interkulturellen Theater die Hauptrolle – er spielte den Romeo.

Freiburg ist für ihn eine richtig urbane Stadt, dabei kann man »im Sommer draußen chillen und im Opfinger See schwimmen. Ich liebe es! Früher konnte ich gar nicht schwimmen, bis ich es im Haslacher Bad bis zum Rettungsschwimmen gelernt habe.« Er kennt viele Menschen in Freiburg: Afrikaner, Deutsche und viele andere, und er trifft »fast nur nette Menschen«. Und wenn manche doch Vorurteile gegenüber Gambiern haben, dann spricht er

an. Einmal fragte ein Mann bei einer politischen Kundgebung gegen die Diktatur in Gambia eine Studentin: »Wieso helfst ihr Gambiern, die sind doch alle Drogendealer.« Babou mischte sich ein: »In BaWÜ sind wir 6000 Leute, wie viele davon sind im Stühlinger Park?« Am Anfang wollte der Mann nicht mit ihm reden. »Aber ich habe geredet, geredet, geredet, dann interessierte er sich auf einmal für das, was ich sagte, wir haben diskutiert, er hat sich am Ende entschuldigt. Manche sind nicht böse, das Problem ist, dass sie einfach nicht Bescheid wissen. Und mit jedem Menschen lernst du etwas Neues.« Babou fühlt sich wirklich mit Freiburg verbunden. »Wenn ich im Urlaub bin und zurück komme, merke ich, dass ich in meine Heimat zurückkomme. Ich fühle mich gut hier. Ich habe Gambia aber auf keinen Fall für immer verlassen.«

Jeden Tag tauscht er whatsapps mit Verwandten und Freunden dort und er telefoniert mehrmals pro Monat. Er reist gerne dorthin. »Aber ich will da jetzt nicht wohnen.

Zu Gambia gehöre ich nicht wirklich. Wenn ich da bin, fühle mich ein bisschen komisch, fremd. Vieles veränderte sich: die Häuser, die Leute, und auch ich bin voll verändert, das sagen sie mir auch. Manchmal aber doch, zum Beispiel beim Essen, wenn alle zusammenkommen und sieben Leute aus einem Teller essen, mit der Hand oder mit einem Löffel – das ist ein schöner Moment von Zugehörigkeit. Wenn ich alt bin, werde ich vielleicht dort leben.«

Es gibt 4000 Einwohner in Jahanka, aber davon sind im Dorf nur drei Autobesitzer, und das nächste Krankenhaus ist eineinhalb Stunden mit dem Pferdewagen entfernt. Manchmal geht es um Leben und Tod. Nach so einem Zwischenfall haben sich Babou und seine vier Landsleute, die im Ausland wohnen, spontan entschieden, ein Krankenhaus für Jahanka und die umliegenden Dörfer zu bauen. Letztendlich leben etwa 300 Menschen aus dem Dorf in Europa und den USA, und wenn jeder von ihnen hilft ... Angefangen haben sie mit einem Konto, auf das jeder monatlich so viel einzahlt, wie er kann. Eine Whatsapp-Gruppe wurde gegründet, über die jetzt über 1000 Menschen erfahren: »Heute hat »Derjenige« soundsoviel gespendet, und soundsoviel Beton wurde gekauft.« Ein professioneller Bauarbeiter wird bezahlt, aber den Rest machen ehrenamtlich die Dorfbewohner. Das ganze Corona-Jahr verging für Babou mit Kommunikationen rund um das Krankenhaus. Nach einem Artikel in der BZ über das Projekt bekam er eine Mail von der Uniklinik, mit einem Spenden-Vorschlag für Betten, Messgeräte usw. Das hat ihm »viel Licht gebracht.« Nun mussten Container organisiert werden, mit Hilfe eines Freundes aus Holland, der sich ebenfalls für das Jahanka Krankenhaus einsetzt. Die Genehmigung der Regierungen für das Krankenhaus haben sie bekommen, aber sonst – nichts. In der Whatsapp-Gruppe gibt es ausgebildete Ärzte, geboren in Jahanka, die bereit sind, zurückzukommen, wenn das Krankenhaus fertig ist. Es stehen schon die Wände, aber jetzt werden in Deutschland noch Spenden für das Betondach gesucht.

Bald will Babou seinen Abschluss machen; er will weiter in seiner Firma als Industrie-Mechaniker arbeiten. Den Einbürgerungsantrag hat er schon gestellt. Bei Babou klingt alles so leicht und unangestrengt. Ob es therapeutisch gut ist, nie zu jammern, weiß ich nicht. Ich glaube, wenn Babou anders veranlagt wäre, hätte Jahanka bis heute kein Hospital.

hospital-jahanka.de



Wir oder Ihr?

Die ethnische Kategorie des Deutsch-Seins und ihre Folgen

Von Barbara Peron

Kaum ein Begriff prägt derzeit politische Auseinandersetzungen und gesellschaftliche Debatten wie jener der Zugehörigkeit. Dabei wird erörtert und diskutiert, wer in welchem Kontext und aufgrund welcher Eigenschaften dazugehört – zu einem Staat, zu einer sozialen Gruppe oder zu einer Gesellschaft.

Vorausgesetzt wird bei solchen Debatten immer, dass der Mensch als soziales Wesen ein tiefes Bedürfnis hat, sich innerhalb einer klar definierbaren Gruppe akzeptiert zu fühlen. Gerade dieses Gefühl nennt man Zugehörigkeitsgefühl. Fühlt der Mensch sich zugehörig – so die Annahme –, erlebt er sich als gleichwertigen Partner, hat Selbstvertrauen und sein Streben richtet sich darauf, zum Wohle der Gemeinschaft beizutragen. Fühlt er sich aber nicht akzeptiert, nicht zugehörig, hat er Schwierigkeiten, konstruktiv beizutragen und seine Lebensaufgaben befriedigend zu lösen. So kann es kaum wundern, dass die Zugehörigkeit als »ein unentbehrlicher Stabilitätsfaktor für die gesamte Gesellschaft« wahrgenommen wird – wie z. B. in den Perspektiven Integration des Österreichischen Integrationsfonds zu lesen ist. Die Frage nach der Zugehörigkeit wird in Migrationsgesellschaften in der Tat oft mit der Frage nach der Integration einer Person oder einer Gruppe zusammengekoppelt: je höher der Integrationsgrad, desto

tiefer das Zugehörigkeitsgefühl – so die Annahme.

Aber stimmt das überhaupt? Und welches sind die Kriterien, nach denen man hier in Deutschland als zugehörig gilt? Um diese Kriterien zu definieren und kritisch zu diskutieren, hat der deutsche Bildungswissenschaftler Paul Mecheril der Universität Oldenburg 2003 den Begriff von *natio-ethno-kultureller Zugehörigkeit* geprägt, womit er verdeutlichen will, was bei dem Zugehörigkeitsgefühl in Deutschland immer noch zählt: *Nation, Ethnizität und Kultur* – Begriffe, die de facto in der Definition der Zugehörigkeit ineinander verschwimmen. In seiner Studie *Prekäre Verhältnisse – Über natio-ethno-kulturelle (Mehrfach-)Zugehörigkeit* argumentiert Mecheril, dass natio-ethno-kulturelle Zugehörigkeit nach Kriterien der Eindeutigkeit definiert und normiert ist. Dieser Zugehörigkeitsbegriff teilt die Menschen in *Wir* und *Nicht-Wir* ein. Entweder gehört eine Person zu dem natio-ethno-kulturellen Kontext dazu oder nicht. Zwischenstufen gibt es dabei nicht. Die Feststellung der Zugehörigkeit einer Person zu einem Zugehörigkeitskontext orientiert sich an einem fiktiven, vermeintlichen homogenen ethnisch konnotierten *Wir*. Das heißt: Der höchste Integrationsgrad bis zur Assimilation einer Person nicht-deutscher Herkunft kann die komplette Zugehörigkeit zur deutschen Gesellschaft garantieren. Denn das *Deutsch-Sein* wird nicht als staatsbürgerliche, sondern immer noch

als eine ethnische Kategorie betrachtet. Beweis dafür ist auch, dass die deutschen Staatsbürger*innen in Deutsche ohne und mit Migrationshintergrund unterteilt und kategorisiert werden, wobei die Betonung auf dem Hintergrund liegt, d. h. auf der ethnischen Herkunft, selbst in der zweiten, dritten oder vierten Generation.

Dass die vollständige Integration bzw. Assimilation keine Garantie für Zugehörigkeit ist, wenn man als ethnisch fremd betrachtet wird, zeigt am besten die Geschichte der deutschen Juden nach 1871, als die Reichsverfassung sie zu gleichberechtigten Staatsbürger*innen machte, bis zum Erlass der so genannten Nürnberger Gesetze am 15. September 1935, mit denen die Juden ihre Rechte als Bürger*innen verloren und die rechtliche Grundlage für die Verfolgung der Juden in Deutschland und in Europa geschaffen wurde. In den 64 Jahren zwischen diesen beiden Daten wurden die deutschen Staatsbürger*innen jüdischen Glaubens de facto nie als gleichberechtigter Teil der Nation wahrgenommen – trotz vollständiger Assimilation und zahlreicher Verdienste in allen Bereichen der Wissenschaften, der Literatur der Kunst sowie im Ersten Weltkrieg. Man betrachtete sie weiter als Außenseiter, als Fremde im eigenen Land, und man machte sie für die Niederlage und die daraufhin folgende Krise verantwortlich. So wurde z. B. die erste deutsche Demokratie, die Weimarer Republik, pauschal als »Judenrepublik« abgetan,

obwohl von ihren etwa 200 Reichsministern nur fünf jüdisch waren.

Und was haben wir von der Geschichte gelernt? Offensichtlich nicht viel. Denn im Jahre 2021 betrachtet man immer noch Juden, Menschen mit Migrationshintergrund und Menschen anderen Glaubens als Problem und als Fremde. Viele verlangen zu wissen und vorzuschreiben, was zum Deutsch-Sein gehört und gehören soll und was nicht. Und viele Migrant*innen haben daraufhin aufgehört, unter diesen Voraussetzungen dazugehören zu wollen. Denn in dieser Art der Zugehörigkeit – wie die Psychologie uns erklärt – liegt die Gefahr, in die Hörigkeit zu geraten. Bei der Hörigkeit verschiebt sich der Schwerpunkt von der Einordnung zur Unterordnung. »Hörigkeit entsteht, wenn es einem Mitglied der Gemeinschaft misslingt, sein Bedürfnis nach Zugehörigkeit durch ein entsprechendes Maß an Selbstbestimmung auszugleichen. Aus dem Zugehörigen, der das Umfeld beachtet«, wird auf diese Weise eine Abhängiger, der ihm einfach gehorcht, der sich sagen lässt, wie er oder sie sein soll. Der Unterschied liegt darin, dass »der Zugehörige dazu(gehört), obwohl er auch anders kann«. Der Abhängige hingegen »kann nicht anders, obwohl er nicht wirklich dazugehört«. Und Menschen wollen auch anders können. Wenn überhaupt ein Deutsches *Wir*, dann wollen auch Migrant*innen mitbestimmen können, was dazugehört. Es ist eine Herausforderung und wir nehmen sie an.



Bestimmt im Winter geboren

Der spanischsprachige Kulturverein Tertulia Freiburg

Von Carmen Luna

Am Anfang traf sich eine Gruppe Spanischsprechender bei einem Glas Wein in einer Kneipe. Man träumte, diskutierte und tauschte sich aus. So entstand *Tertulia Freiburg*.

Ich sitze im Stadtgarten, mit Yaosca Padilla und Raúl Páramo, zwei Mitgründer*innen dieser Initiative.

»Ich denke, la Tertulia ist bestimmt im Winter geboren. Eine Jahreszeit, in der man sich eher einsam fühlt«, so Yaosca. »Für mich war sie die Möglichkeit, eine Verbindung zu anderen zu suchen, an einem schönen Abend mit Wein und Poesie, viel Lachen in einem netten Ambiente.« Raúl nickt und spricht weiter: »Für mich bedeutet la Tertulia, Menschen zu treffen, die meine Sprache sprechen und Freundschaften aufbauen zu können. Dieses Gefühl der Zugehörigkeit, das ich vorher nicht hatte.«

Ich frage, warum man la Tertulia besuchen sollte. »Zu uns kommen Menschen, die Lust haben, sich mit anderen Menschen zu treffen und sich auf Spanisch zu unterhalten, egal welcher Nationalität sie sind, aber nicht nur Spanisch zu sprechen, sondern auch die Kultur zu erleben, die Wärme, die Vielfalt, die Geschichten jeder einzelnen Person, und da sind nicht nur Spanischsprechende dabei. Das sind Menschen aus aller Welt.«

Tertulia Freiburg existiert schon fünf Jahre, als Verein erst ein Jahr, und bietet literarische Veranstaltungen, Vorträge, Debatten und Kulturveranstaltungen. Das aktuelle Projekt heißt *Literatur und Migration*.

»Es ist ein Projekt zwischen Spanisch- und Deutschmuttersprachlern. Da werden literarische Texte gelesen und diskutiert, und es werden Migrationserfahrungen in Freiburg ausgetauscht«, sagt Yaosca. »Was wir in diesem Projekt gelernt haben ist, dass jeder Mensch, egal aus welchem Land er kommt, Migrationserfahrungen hat. Auch wenn er von Kassel nach Freiburg gezogen ist«, ergänzt Raúl.

»Wir haben uns mit verschiedenen Themen beschäftigt, zum Beispiel der Einsamkeit«, erzählt Yaosca weiter. »Dazu haben wir eine kurze Geschichte von Sergio Ramirez, einem bekannten lateinamerikanischen Schriftsteller, gelesen. Der behandelt das Phänomen des Kulturschocks, die Einsamkeit und die eigenen kulturellen Erfahrungen. Da konnte man sehr interessante persönliche Geschichten hören. In Lateinamerika ist man es gewohnt, immer mit jemandem zusammen zu sein, der Cousine, der Freundin... Als ich nach Deutschland kam, war die Einsamkeit ein großes Thema. Aber im Laufe der Jahre habe ich gelernt, alleine zu sein. Heute kann ich beides, und das sehe ich als eine Bereicherung.«

»Ich habe so viele Menschen bei la Tertulia kennen gelernt, die irgendein Talent mitbringen und Lust haben, das zu zeigen«, fügt Raúl hinzu. »Manche schreiben – die sind nicht unbedingt bekannt, aber sie wollen das mit anderen teilen. Wir sind eine Art Plattform, wo man etwas von sich zeigen kann und sich mit anderen austauschen.«

»Jede hat ein Talent«, erklärt Yaosca weiter. »Und in der neuen Gesellschaft wird man als Migrant gesehen, aber das ist nur ein Aspekt von all dem, was wir mit uns mitbringen, nur ein Teil von einer großen Palette unserer Identitäten. Dieser großen Reichtum wird ausgeblendet.« Es geht darum den ganzen Menschen zu betrachten.

Und wie sieht die Zukunft aus? »Wir haben schon unser nächstes Projekt anvisiert: *Ára Postcovid*«, sagt Raúl. »Wie sieht das Leben nach der Pandemie aus? Machen wir jetzt weiter wie vorher? Oder möchten wir Veränderungen? Wir wollen innehalten und zusammen im kleinen Kreis die *Ára Postcovid* gestalten.«

Ich frage, ob sie ein Schlusswort für diesen Bericht haben. Ohne zu zögern antwortet Yaosca: »Unsere Tertulia ist ein Traumlabor, »compartir y concretizar sueños«, und wenn jemand Ideen hat, ist sie oder er herzlich willkommen.«

~ tertuliafreiburg.de

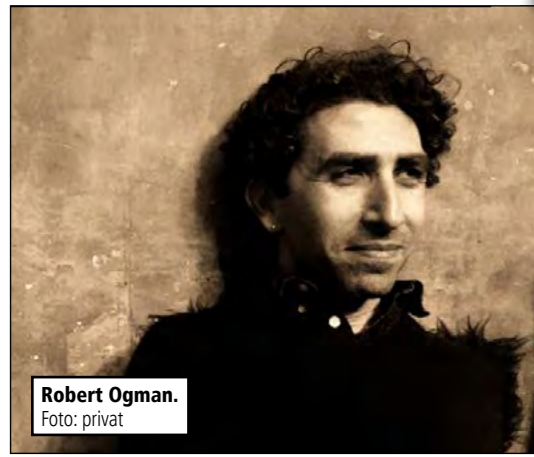
InTipps

Kunst als Sprache [Ausstellung]. Zu sehen sind »2x5« Werke rumänischer und deutscher Künstlerinnen. Sie verbinden ihren besonderen Blick auf die Welt und bieten Raum für länderspezifische Themen. Das besondere Lebensgefühl, das durch diese Kunst zum Ausdruck kommt, eröffnet einen Dialog jenseits von Sprachgrenzen. ■ bis 28.8.2021 ■ Goethe Institut Freiburg, Wilhelmstraße 17 ■ Mo–Do 8–17 Uhr, Fr 8–13.30 Uhr ■ Eintritt frei

Ins Weite. Reisen in Film, Musik, Literatur [Filme, Konzerte, Lesungen und Gespräche]. Das Kommunale Kino präsentiert ein breitgefächertes Programm, das sich auf vielfältige Weise mit dem Reisen beschäftigt. In Zeiten eingeschränkter Mobilität ist unser Fernweh mehr denn je auf jene Bewegungen verwiesen, die uns Bilder, Klänge und Worte ermöglichen. In diesem Sinn laden wir dazu ein, fremden Menschen zu begegnen, andere Stimmen zu hören und ferne Gegenden zu erkunden und sich neu mit den vielfältigen und nicht immer unproblematischen Facetten des Reisens auseinanderzusetzen. ■ bis 31.8.2021 ■ Verschiedene Orte: Mensagarten, vor dem Alten Wührebahnhof, Innenhof des Museums für Neue Kunst ► koki-freiburg.de/ins-weite-2021

Ehrenamtliche gewinnen – mehr Ideen umsetzen. Basiskurs Freiwilligenkoordination [Workshop]. ■ Referent: Nikolaus Sigrüst, Dipl. Regionalwissenschaftler für Lateinamerika, Trainer für interkulturelle Kommunikation ■ Veranstalter: Waldhof-Akademie Freiburg & Treffpunkt Freiburg ■ Teilnahmebeitrag: 300/250 Euro, Anmeldeschluss: So. 1.8.21 ■ Fr. 27.8.21, 11:00 – So. 29.8.21, 15:00 ■ Waldhof-Akademie, Im Waldhof 16, Freiburg

Making the World – Gelebte Welten [Ausstellung]. Im Fokus stehen die Themen Beziehungen, Orientierung, Spuren und Imaginationen. So enthüllen alte Meister aus Europa, afrikanische Masken, asiatische Schattenspielfiguren oder ein Rednerpult aus Ozeanien sowie Werke von Paul Klee oder Wassily Kandinsky die Vielfalt von Beziehungen. Die Exponate spiegeln das Verhältnis der Menschen zu ihresgleichen, zu Tieren, aber auch zu den Ahnen wieder. ■ bis 23. Januar 2022 ■ Museum der Kulturen Basel, Münsterplatz 20 ■ Eintritt: 16/5 CHF; **Happy Day: erster Sonntag im Monat; Happy Hour: letzte Öffnungstunde Di. – Sa.** **Tipp:** Auch im Kunst- und im Historischen Museum in Basel gibt es kostenlose Besuchszeiten.



Robert Ogman.
Foto: privat

Wenn ich hier leben will, soll ich mich distanzieren?

Von Mediha Yarimhoros

Auf einer der Social-Media-Seiten, auf denen Gerichte aus verschiedenen Ländern geteilt werden, wurde *Ajvar* (eine Mischung aus Paprika und Auberginen, mild bis scharf), unverzichtbar in den westlichen Balkanländern, vorgestellt. Und dann wurden Kommentare ausgetauscht, wie Kugeln an der Front für einen heiligen Krieg. Alle behaupteten, wie sehr ihnen die *Ajvar* »gehörte«. Dann gab es »aj-wars«!

Nicht anders war es beim *Sarma*. Ich bin mir sicher, *Sarma* ist normalerweise in Kohlblätter gewickeltes Hackfleisch. Dem Gericht wäre es peinlich, wenn es wüsste, wie viele Menschen über seine wahre Zugehörigkeit streiten. Die bulgarische Regisseurin Adela Peeva drehte die Dokumentation *Whose is this Song* über ein Lied, das in mehreren West-Balkan-Ländern gesungen wird. Leute, die in der Dokumentation vor der Kamera sprachen, behaupteten, das Lied gehöre ihnen, definitiv ihnen.

Obwohl sich Menschen mit Balkan-Herkunft in jeder Hinsicht sehr ähnlich sind, können sie stundenlang darüber

reden, wie sehr sie sich voneinander unterscheiden. Reden werden immer mit Nationalhelden geschmückt und der gemeinsame Feind sind die Türken. Die Tatsache, dass das Osmanische Reich etwa 500 Jahre lang auf dem Balkan herrschte, kann uns helfen zu verstehen, wieso dieser gemeinsame Feind die Türken sind.

In einer solchen Umgebung bin ich als Türkin geboren und aufgewachsen. Da ich meine Kindheit im ehemaligen Jugoslawien verbracht habe, kann ich nicht sagen, dass ich offene Feindschaft gesehen habe.

Wir wurden in drei verschiedenen Klassen in drei Sprachen (Albanisch, Serbisch und Türkisch) an derselben Schule unterrichtet. Wir waren Sozialisten, wir sind mit der Rhetorik der Brüderlichkeit und Einheit aufgewachsen.

Es war einfach eine rosige Zeit. Mit dem Wind des Wandels in den 90er Jahren und dem aufsteigenden Nationalismus, begannen wir uns selbst zu fragen: »Wer sind wir?« Wir haben jeden Tag mehr und mehr davon gehört, wer neben uns, vor uns und gegen uns ist.

Ich bin Türkin. Für die Albaner im Kosovo waren wir durch vom serbischen Regime geprägte und assimilierte Alba-

Zugehörigkeit

Von Robert Ogman

»Jemand musste Josef K. verleumdet haben, denn ohne, dass er etwas Böses getan hätte, wurde er eines Morgens verhaftet.« Diese berühmten Zeilen aus *Der Prozess* des jüdischen Schriftstellers Franz Kafka beschreiben genau das, was jüdische Menschen noch heute erleben, und zwar, dass sie von der Gesellschaft für etwas verurteilt werden, womit sie nichts zu tun haben.

Jüdische Schulkinder berichten häufig davon, wie sie im Schulunterricht plötzlich genötigt werden, Stellung zum sogenannten »Nahostkonflikt« zu beziehen. Im Religionsunterricht werden sie als vermeintliche Expert*innen

des Judentums ausgefragt, sie sollen etwas über die »überholte« Religion des »alten« Testaments berichten. Im Geschichtsunterricht sollen sie ihre Opfergeschichte erzählen, doch dann bitte mit 1945 aufhören und mit einem Happyend in der Bundesrepublik abschließen. Jüdische Menschen werden oft als etwas *Fremdes* gebrandmarkt. Die Erwartungshaltung ist, wenn du hier leben willst, sollst du dich vom jüdischen Staat distanzieren. Die Botschaft lautet: Reales Judentum hat keinen Platz im öffentlichen Leben. Und »Nie Wieder« wird im Chor gesagt, damit man nicht über den fortwährenden Antisemitismus von heute spricht!

Menschen aus muslimischen Communities machen

ähnliche Erfahrungen. Anstatt in Austausch zu gehen, erwarten fremde Leute von ihnen öffentliche Stellungnahmen zu Erdoğan, der Scharia oder dem Kopftuch. Doch Menschen aus christlichen Communities werden nicht für den sexuellen Missbrauch in der katholischen Kirche pauschal zur Rechenschaft gezogen. Sie werden nicht genötigt, sich von *dem Christentum* zu distanzieren. Minderheiten haben aber manchmal das Gefühl, dass die Mehrheitsgesellschaft *Integration* mit Unterordnung verwechselt.

Was kann man tun? In erster Linie muss man die verzerrten, von anderen aufgezungenen Bilder zurückweisen. Das sind Phantasien in den Köpfen anderer und sie spiegeln nicht uns als Personen wider. Wir müssen von unserem Gegenüber verlangen, uns als individuelle konkrete Personen zu sehen und zu behandeln, deren Identitäten nicht wegzuwischen sind.

Hannah Arendt schrieb 1941 dass »man sich immer nur als das wehren kann, als was man angegriffen ist.« Jüdische Menschen können sich in dieser Situation »nicht als Deutscher oder als Bürger der Welt« wehren, denn zu ihren Menschenrechten gehört es, als Jüdische Menschen leben zu dürfen, sich positiv auf die jüdische Religion, Kultur und Geschichte zu beziehen. Zwar ist die Identitätsbildung für jede und jeden einzelnen sehr individuell. Wenn aber jüdische Menschen genötigt werden, sich von der jüdischen Kultur zu distanzieren, oder wenn die Forderung gestellt wird, das Land Israel abzuschaffen, wird damit jedes individuelle Existenzrecht bestritten. Wer sich für die jüdische Zukunft einsetzen möchte, kann versuchen, diese Mehrfachidentität besser zu verstehen, diese Bestandteile eines komplexeren Koordinatensystems der Identitätsbildung anzuerkennen und mit uns zusammen zu verteidigen.

Dr. Robert Ogman ist Bildungsreferent, Dozent und Publizist. Der promovierte politische Soziologe beschäftigt sich aktuell mit den Themen Antisemitismus, Jüdische Kultur und Solidarität.
Twitter: @Robert_Ogman

Wem und wie gehöre ich an ...?

heit. Wir waren zwischen zwei Nationen gefangen.

Während meiner Studienzeit in der Türkei war ich »ausländische« Studentin. Ich war Türkin, aber nicht so *türkisch* wie sie.

Als ich die Universität beendet hatte, kehrte ich in mein vom Krieg zerrüttetes Land zurück. Es war ein neues Land und wieder gehörte ich zu einer *Minderheit*.

Als ich meinen deutschen Mann kennen lernte, kam ich nach Deutschland und wurde jetzt zur *Migrantin*.

Obwohl ich immer noch dieselbe bin, wurde ich ständig von anderen in Formen gesetzt. Es gab ein Ich, das sie bestimmen haben.

Doch wie der beliebte türkische Sänger Barış Manço in einem seiner Lieder sang: »Diese Welt ist meine Heimatstadt«.



Zugehörigkeit

Das Gespräch mit Irina Friedemann (IF) und Galina Arbeth (GA) führte Melanie Miller

Wesna e.V. ist ein Verein von russischsprachigen Frauen für russischsprachige Frauen, welche aus verschiedenen Ländern nach Deutschland migriert sind.

Wie ging es dem Verein während der Lockdown-Zeit?

IF: Wesna [Abkürzung für: Wissen, Erfahrung, Spaß, Nähe, Alle] bedeutet auf Russisch auch Frühling. Der Verein wurde am 4. 1. 2020 gegründet, gerade vor Corona. Wir haben es noch geschafft zwei große Veranstaltungen offline zu machen und am 8. März haben wir noch mit Musik, Tanzen und 36 glücklichen Frauen zusammen gefeiert. Als der Lockdown kam, baten wir unsere Mitglieder sich *Zoom* zu installieren, so dass wir unsere Veranstaltungen online abhalten können. So hatten wir fast wöchentlich 4–6 Veranstaltungen. Für die Statistik: Im Jahr 2020 haben wir mehr als 150 Veranstaltungen durchgeführt.

Wie ist das Projekt mit Ihrer Biografie und dem Zugehörigkeitsgefühl verbunden?

GA: Ich bin 2010 nach Deutschland gekommen und beschäftige mich bereits sehr lange mit der deutschen Sprache: Studium, Promotion. Wir kommen alle aus unterschiedlichen Gründen hierher: Liebe, Arbeit usw. Mit der Gründung dieses Vereins wollen wir all den Frauen eine Möglichkeit geben, sich zugehörig zu fühlen.

IF: 1991 kam ich nach Deutschland. Der Grund: Große Liebe. Keine Deutschkenntnisse, aber einen Abschluss als Diplom-Mathematikerin. Leider wurde dies in Deutschland nicht anerkannt. Somit musste ich erneut studieren. Doch zunächst musste ich Deutsch lernen. Die Gründung des Vereins entstand aus meiner eigenen Erfahrung in der Anfangszeit hier. Denn es kann wirklich überfordernd sein.

Welche Rolle spielt Freiburg für eure Identität und eurer Leben?

IF: Ich identifiziere mich als Europäerin mit einer russischen Herkunft. Ich persönlich liebe diese Stadt. Mein Mann und ich, wir waren überwältigt von der Schönheit und den Möglichkeiten in Freiburg. Freiburg ist mein Zuhause. Als Vorstand möchte ich den Mitgliedern helfen, damit sie sich genauso wohl in Deutschland fühlen können wie ich.

GA: Das sehe ich genauso. Wir sind Europäer mit russischen Wurzeln. Als Deutschlehrerin bin ich oft innerhalb Deutschlands rumgereist, aber Baden-Württemberg und gerade Freiburg haben mich doch sehr geprägt. Ich liebe Freiburg einfach.

Wieso brauchen gerade russischsprachige Frauen einen Verein?

GA: Auch wegen des Zugehörigkeitsgefühls. Wir unterstützen einander. Wir wollen ihr Selbstwertgefühl stärken. Deshalb bieten wir Workshops und Vorträge zu allen möglichen Themen, wichtige theoretische Grundlagen auch über gesellschaftliche und ökonomische Zusammenhänge, Austausch mit den erfolgreichen Frauen, kulturelle Veranstaltungen, Exkursionen und einfache Treffen. Wir laden dazu alle russischsprachigen Frauen herzlichst ein!

»Wesna« möchte der russischsprachigen Community in Freiburg einen sicheren Hafen anbieten, an den sich die Frauen mit ihren Unsicherheiten wenden können.
wesna-verein.de



Zugehörigkeitspuzzle. Ich habe viele Identitäten, einige kenne ich selber noch nicht.
Artwork: Julie Boehm, AdobeStock

Die Möglichkeit geben, sich zugehörig zu fühlen

Identitäten und Zugehörigkeit Die kurze Biographie eines Dazugekommenen

Von Ergün Bulut

Ich weiß nicht, wann ich innerlich angefangen habe, Teil der *Bunten Republik* Deutschland zu werden. Äußerlich schaffte ich es leider nicht, aber innerlich. Wahrscheinlich an einem Apriltag, als ich hier im Lande ankam und danach kein Geld hatte und sämtliche kleinen und großen Kirchen (z. B. das Münster) und Kapellen besuchte, damals alles gratis, aber nicht umsonst. Dann von Politveranstaltungen bis zu kulturellen, eben alles, was mich interessierte. Dazu

Museen, Ausstellungen und der Mundenhof. Von Tag eins an nahm ich an Demos und politischen Veranstaltungen teil, irgendwann an Tanzveranstaltungen, Raves und ich begann Festivals zu besuchen. Ich hatte kein Geld, aber ein großes Interesse an Freiburg. Ich habe hier angefangen, wo ich in Istanbul aufgehört hatte: nämlich Kultur und Geschichte zu erkunden. Da war ich 21 Jahre alt und ich kam mit den Gedanken noch nicht ganz in Deutschland an, weil ich erst einmal 21 Jahre Türkei hinter mir lassen musste. Damals habe ich mich noch nicht gefragt, wohin und zu wem ich gehöre. Anscheinend sah man mir das an, und gleich in der ersten Woche wurden mir diese Fragen gestellt:

»Woher kommst du?«

Und weiter:
»Wie lange bleibst du hier?«

Und noch eine:
»Warum bist du hierher gekommen?«

Und noch eine:
»Wann gehst du wieder zurück?«

Und und und ...

25 Jahre später

Haben die Fragen keine Mindesthaltbarkeit und sind sie immer noch nicht abgelaufen? Ich bekomme immer noch diese gleichen Fragen gestellt. Erstaunlich. Immer noch genau die gleichen Fragen!!! Wer bin ich? Zu wem gehöre ich?

Ich bin Ergün, Familienvater, Sozialarbeiter. Ich bin auch Deutsch im Sinne §5 des StAG (Staatangehörigkeitgesetz), aber auch Kurde (vielleicht Bergtürke im Sinne des Nationalstaates Türkei). Ich stamme dazu aus einer spirituellen Religion, Kind einer alewitischen Familie. Ich bin Altstadtrat in Freiburg, aber nicht so alt ..., ich war mal Hotellerie- und Tourismusfachmann, ich bin ein Kabarettist, Kolumnist für die *InZeitung* und ich bin überzeugter Anti-Antisemit, Antifaschist, Antirassist, Anti-Antiziganist und gegen nationale Grenzen ...

Wer bin ich?
Ich bin Ergün mit vielen Identitäten, einige hier oben aufgelistet, die anderen kenne ich selber noch nicht, und ich weiß ehrlich gesagt nicht genau, wer ich war und wer ich sein werde. Ehrlich gesagt: Ich bin am Werden.

Ich bin ein Weltbürger ...
Meine Heimat ist die Welt.

Und mehr ...

Wer ist an Corona Schuld? Bitte nehmt Rassismus ernst!

Von Viktoria Balon

Schwere Fälle des Corona-Rassismus

Ein fremder Man rief ihr plötzlich zu: »Dich sollte man mit Sagrotan einsprühen!« Sie erschrak, war wütend, traute sich aber nicht zu antworten. Victoria Kure-Wu ist in Ostwestfalen aufgewachsen, sie bekam ein Stipendium von der *Studienstiftung des deutschen Volkes* als Webdesignerin, erhielt Preise für ihre Arbeiten. »Irgendwie habe ich mir erhofft, dass das reichen sollte, um dazuzugehören.« Aber sie sieht asiatisch aus.

Der Rassismus gegen Menschen, die für Asiaten gehalten werden, hat in Deutschland enorm zugenommen. Sie wurden am Anfang der Pandemie als Schuldige ausgemacht, als potenzielle Überträgerin, als ansteckende Gefahr. Auch heute nehmen Angriffe auf »asiatische« – oft in Deutschland geborene – Menschen nicht ab, das beweisen Erfahrungsberichte auf der Seite des Netzwerks *ichbinkeinvirus.org*, die Victoria Kure-Wu initiierte. »Sobald meine Mutter, 60, das Haus verlässt, bin ich besorgt, und erst abends, wenn sie wieder von ihren Diensten als Krankenschwester heimkommt, kann ich durchatmen. Heute war es wieder, nur ein weiterer verbaler Angriff und ich bin froh, dass nichts Physisches passiert ist!«, liest man dort zum Beispiel.

Der Impuls, dem Fremden die Schuld an der Verbreitung von Krankheiten zu geben, ist uralte. So machten die Freiburger im 14. Jahrhundert die Juden für das Ausbrechen der Pest und angebliche Brunnenvergiftungen verantwortlich, sie wurden alle hingerichtet. Jetzt, am Anfang des 21. Jahrhunderts, freuen sich manche Soziologen darüber, dass sich die Menschheit zu bessern scheint: keine brennenden chinesischen Viertel, keine Pogrome, keine Sündenböcke, viel Solidarität. Doch was Sündenböcke betrifft – es dauerte nicht lange: Antiasiatischer Rassismus, Verschwörungsmymen und Antisemitismus um das Corona-Virus brauchten nur paar Monate, und dann nach einem Jahr (immerhin!) kam es doch noch zu einer Erklärung, wer an allem Schuld sei. In einem ist auf Deutschland immer Verlass: Es sind Ausländer!

Erst berichtete die Bild-Zeitung von einem sehr großen Anteil von Menschen »mit Migrationshintergrund« auf den Corona-Intensivstationen. Schuld daran seien vor allem »sprachliche Barrieren«. »Seriöse und belastbare Daten liefert der Artikel nicht, stattdessen wird RKI-Chef Lothar Wieler über die verstorbene »Mutter eines Clanchefts« und »Parallelgesellschaften« zitiert – empörten sich über den Artikel die Neuen deutschen Medienmacher. Dann interviewte der Focus »einen Arzt, der ebenso wie seine Kollegen anonym bleiben wollte«, über seine Patienten: »Die Betroffenen stammten nicht nur aus der Türkei, sondern auch aus weiten Teilen des Balkans, also aus Südosteuropa«, schreibt Focus. Dass es »Sachen gäbe, über die man in Medien nicht sprechen kann«, greifen die rechten Blogs gerne auf: »Aus einigen Berichten der vergangenen Monate weiß man über viele Corona-Fälle in Roma-Großfamilien ... Viel weist auf die Moscheen und auf viele Muslime hin ... Zudem haben in manchen Herkunftskulturen Hygiene und Gesundheitsvorsorge bei weitem nicht die Bedeutung, die sich in den letzten Jahrzehnten in europäischen Gesellschaften weitestgehend etablieren konnte.« Also die Migrant*innen seien besonders von Corona betroffen (es gibt dazu keine offizielle Statistik): auf Grund ihrer Religion, der Herkunft, wegen ihrer großen Familien, weil sie schmutzig seien, oder – das Beste – wegen ihrer schlechten Deutschkenntnisse. Als ob die Bilder, die überall hängen, nicht reichen, als ob man nicht auch ohne Deutschkenntnisse alle notwendigen Icons zu »Händewaschen«, »Maske tragen«, verstehen könnte. Distanz halten die Deutschen selbst – nicht nur zu Asiaten. Ist Sprache ein neues Wort für Rasse?

Am Anfang hat man geklatscht.

Die Autoren der oben zitierten Artikel arbeiten offensichtlich von zu Hause aus, wie jede vierte Deutsche, sonst wäre ihnen etwas aufgefallen. Sie hätten bemerken können, dass es auf Baustellen, in Restaurants, an der Kasse des Supermarktes, an Erdbeer-Ständen auch einen »sehr großen Anteil von Menschen mit Migrationshintergrund« gibt. »Wir arbeiten in Minijobs über Subunternehmen beim Einzelhandel, alle Ausländer. Ware einräumen, putzen und so. Die Arbeit ist

viel mehr geworden und gefährlich, dauernd viel Menschen, dicht an dicht. Wir arbeiten jeden Tag 1–2 Stunden mehr, aber wir bekommen gleiches Geld.« (Roma Diskriminierungsbericht 2021) Überproportional viele Menschen mit Migrationsgeschichte arbeiten im Gesundheitswesen oder in Fabriken, als Reinigungskräfte, als Lieferfahrer*innen. Und oft halten viele Arbeitgeber*innen die Hygienevorschriften nicht ein. Das war spätestens klar, als ein rumänischer Spargelarbeiter letztes Jahr an Corona starb. Immer mehr Privathaushalte greifen auf osteuropäische Migrantinnen und Migranten zurück, die oft verhindern, dass Pflegebedürftige ins Heim umziehen müssen. Sie leben auf engem Raum mit den Senioren daheim. Doch schnell geimpft wurden sie nicht. In einem Beitrag zeigt das *DeZim-Institut*, dass Menschen mit Migrationshintergrund gerade im prekären systemrelevanten Bereich, wie Dienstleistung und Pflege, überproportional (35,5 %) vertreten sind. »Der deutsche Arbeitsmarkt und die Betriebe haben gemerkt, wie dringend notwendig diese Menschen als Arbeitskräfte sind,« schreibt die Gewerkschaft *ver.di* auf ihrer Seite – leider aber nicht Deutschlands meistgelesene Zeitungen. Es gibt nur wenige Beiträge, z. B. in der *Zeit* oder der *taz*, die die Tatsache sichtbar machen, dass viele Menschen mit Migrationsgeschichte wegen ihrer systemrelevanten Jobs und Menschen in armen Lebensverhältnissen oder auf engem Wohnraum einem hohen Ansteckungsrisiko ausgesetzt sind. Eine junge, geflüchtete Frau aus Afghanistan erzählt: »Wenn ich in den Medien höre, dass man Abstand zueinander halten soll, muss ich lachen. Es ist sehr traurig, dass niemand an uns in dieser Unterkunft denkt, alle haben uns vergessen.«

Der *Focus* ruft die Migrantinnen in einem seiner Titel auf: »Bitte nehmt Corona ernst!« Also im homeoffice Spargel ernten? Leer stehende Hotels besetzen? Nehmt endlich den Rassismus ernst! Von Corona wird Deutschland genesen, Rassismus scheint unheilbar zu sein.

Was man tun kann, um dem Corona-Rassismus entgegenzuwirken, findet sich u.a. hier:
 ~ ichbinkeinvirus.org
 ~ amadeu-antonio-stiftung.de
 verschwörungsmymen-und-antisemitismus



Meine Utopie Das Gegenteil von Zugehörigkeit

Von Naemi Ntanguen

Als ich noch jünger war, habe ich mir manchmal vorgestellt, es gäbe eine Insel, auf der alle genau so sind wie ich: Dasselbe Haar, die gleiche Hautfarbe, die gleiche Familiengeschichte. Dort müsste ich mich nie wieder für irgendetwas erklären und mich auch nicht schon wieder darüber streiten, wie deutsch oder kamerunisch ich nun bin.

Die Utopie eines Schulkindes, wobei Utopie nach der altgriechischen Übersetzung *ou* [nicht] und *tópos* [Ort] erstmal nichts anderes bedeutet wie *Nicht-Ort*, ein Ort, den es nicht gibt. Zugegeben: meine kindlichen Fantasien klingen realitätsfern, oder? Und das sind sie auch! Was bleibt, ist der Wunsch nach Zugehörigkeit. Dabei erklärt der Anthropologe Fredrik Barth schon 1969, dass die Zugehörigkeit zu einer ethnischen Gruppe ein Konstrukt ist. Sie entsteht erst in der Interaktion mit anderen Menschen. Anhand von spezifischen Merkmalen oder gewissen Verhaltensweisen wird ausgehandelt, wer zu welcher Gruppe gehört und wer nicht. Meine zugeschriebene Herkunft ist daher nicht von Natur aus gegeben, sondern wurde gemacht. Trotzdem ist das *Sich-Zugehörig-Fühlen* ein Grundbedürfnis, es formt die eigene Identität und bietet gemeinschaftlichen Rückhalt.

Nun ist es so, dass ethnische Gruppen sich im Alltag der Gesellschaft

selbst hergestellt haben und auch immer wieder neu ausgehandelt werden müssen.

Zugehörigkeit kann also niemals eine statische Einheit mit Raum und fester Gruppe sein, so sagt auch Regina Römhild, Professorin für Europäische Ethnologie. Wenn mir eine:r erklärt, warum etwas in jener Kultur ganz normal ist, dann verändert sich das Bild mit jeder Geschichte.

Klarer wird es mit einem Blick auf die Autorin Brené Brown. Sie differenziert zwischen erstens: *Fitting in*, bei dem es darum geht, sich einer Situation anzupassen und zu der Person zu werden, die man sein muss, um akzeptiert zu werden. Und zweitens *Belonging*. Dies hingegen erfordert, dass wir so sind, wie wir sind, um eine Gruppe zu formen. Mir verdeutlicht das, dass man in erster Linie zu sich selbst gehören muss, um dazuzugehören.

Meine neue Utopie ist daher eben dieser *Nicht-Ort*. Das Gegenteil von dem, was wir im klassischen Sinne unter Zugehörigkeit verstehen. Spannend wird es erst dann, wenn sich dieses versteinerte Bild von Ethnizität auflösen würde und man sich zu etwas zugehörig fühlen könnte, was es eigentlich gar nicht gibt. Wenn man selbst erfinden könnte, wer man ist und zu was man gehören möchte. Am Ende würde man sich sicherlich auch streiten, aber genau in diesem Austausch formt sich meine Utopie.

Wut, Hoffnung und Zugehörigkeit.
 Fridays, Parents, Omas, Scientists,
 Health for future ... Foto: kwasibanane



Von Naemi Ntanguen

Auf der einen Seite Jeans und blauer Pulli, auf der anderen Schwarze Bluse, lockerer Pony und Brille. So stehen Omar und Sylvia in den Büro-Räumen des jüdisch für alle Vereins. Und dann doch, erst auf den zweiten Blick entdeckt: Eine bestickte Kippa und eine silberne Davidsternkette.

Die Suche nach dem »Elefanten im Raum«, so beschreiben sie es selbst auf ihrer Website*. Israel, Shoa und Antisemitismus, das sind die drei Dinge, an die Sie denken, oder? Zur Feier des Jubiläums von 1700 Jahren jüdischen Lebens in Deutschland – auch wenn es damals noch kein Deutschland gab – ein neuer Anreiz mit spannenden Projekten, um das zu ändern.

Betritt man den zweiten Raum des Büros, steht dort ein aus der Ikea-Grundausstattung befreiter Sundvik. Mit verschiedenen bunten Steinen verziert, diente der Schrank ehemals als Tora-Aufbewahrung. Heute liegen Papiere und anderer Vereins-Krimskrams drin. *Jüdisch für alle* ist ein praktisch veranlagter

Mitmach-Verein, der sich den Umständen der Zeit angepasst hat.

Sie entwickeln über die Dauer eines Jahres verschiedene Online-Formate zur Bildung und Vermittlung jüdischer Diversität in Geschichte und Gegenwart. Das

Ein Elefant im Raum

Was denken Sie, wenn Sie an »jüdisch« denken?

Angebot richtet sich an jüdische und nicht-jüdische Menschen im Alter von 5 bis 25 Jahren. Es geht um das Erstellen von Kurzvideos, online stattfindende Konferenzen, die Aufarbeitung von Kinder- und Jugendliteratur, Präsentationen und andere interaktive Formate in unterschiedlicher Aufmachung.

Omar sitzt mit zusammengefalteten Händen im lichtdurchfluteten Altbauzimmer: »Und jetzt besteht sozusagen ein Netzwerk, wo wir uns darüber austauschen, was es heute heißt, jüdisch zu sein und wie das auch in der Zukunft aussehen könnte«, erklärt er. Inzwischen ist der von der Bundesregierung geförderte Verein mit an-

deren jüdischen Vereinen deutschlandweit vernetzt. Der Fokus soll nicht nur auf Vermittlung von Wissen beruhen, sondern auch das Demokratiebewusstsein stärken.

Auf einem hölzernen Beistelltisch befindet sich eine kleine

Sammlung von Kinderliteratur zum Stöbern und Entdecken. Wer nicht so viel Interesse dafür aufbringen kann, wird eingeladen, sich einem anderen Projekt anzuschließen. Bis heute ist es sehr schwierig sich damit auseinander zu setzen, was in der eigenen Familie vor 1945 los war. Die Kultur des Schweigens soll gebrochen werden, indem die Jugendlichen ihre eigene Familiengeschichte erforschen.

Die beiden berichten aus einer vergangenen Veranstaltung: Jeweils ein Vertreter von drei abrahamitischen Religionen, Judentum, Christentum und Islam, kommen zusammen, um über die zehn

Gebote zu diskutieren. »Wir wollen einen Raum bieten, in dem andere Leute die Möglichkeit haben mit uns ins Gespräch zu kommen« erläutert Oman. »Man wird mit den eigenen Klischees konfrontiert und setzt ihnen etwas entgegen. Es macht dieses AHA-Erlebnis und führt dann im Zweifelsfall dazu, dass du denkst, du denkst demokratischer, du denkst zufriedener und hast mehr Ideen«, ergänzt Sylvia.

Allerdings sind die Räumlichkeiten noch nicht offiziell angemeldet, das heißt, der Standort bleibt erstmal geheim. Aus Sicherheitsgründen: erstens wegen des Virus und zweitens wegen antisemitischer Angriffe. So erscheint die Arbeit des Vereins etwas zwiespalten. Zum einem der Wunsch, jüdisches Leben sichtbar zu machen und andererseits die Unsicherheit, die das Auftreten in der Öffentlichkeit behindern kann. *Jüdisch für alle* steuert mit dem Online Format dagegen.

»Dem Elefanten das Schwimmen lehren und ihn wieder aus dem Raum zu schaffen – das wollen wir miteinander probieren.«

* www.jüdisch-für-alle.de

Von Manoel Correia de Jesus Filho

Seit Anfang meines Lebens in Deutschland vor 14 Jahren bin ich parallel zu meiner Arbeit als Krankenpfleger an der Uniklinik auch bei der Brasilieninitiative. Deutschland ist meine zweite Heimat, ich habe die deutsche Staatsangehörigkeit. Wenn ich hier bin, bin ich hier. In Brasilien sein ist für mich kein Ur-

laub, sondern zurück nach Hause, zu meiner Familie, meinen Leuten, und wenn ich dort bin, bin ich dort. Wie jetzt im Februar-März, als ich

denke, ohne Internet hätte ich wahrscheinlich jeden Tag Briefe geschrieben. Es wäre schrecklich, in einem reichen Land zu leben und meinen

teilen, das ist gerade das Wichtigste. Wir kennen sie alle persönlich, das Geld wird direkt und ohne Abzüge zu den Menschen gehen, wir arbeiten ja alle ehrenamtlich. Im April starteten wir die bundesweite Kampagne *Brasilien gegen COVID-19*, wo wir zum Kauf eines Lebensmittelpaketes für Brasilien im Wert von 22 Euro aufgerufen haben. Für dieses Geld kann man dort ein Paket mit 2 kg Zucker, 2 kg Reis, 1 Packung Kekse, 1 kg Kaffee, 2 Tomatenmarkdosen, 1 kg Maniokmehl, 1 kg Weizenmehl, 4 kg Bohnen, 1 Packung Maismehl, 1 Packung Nudeln, 1 Packung Spaghetti, 3 Liter Sojaöl, 1 kg Salz, 2 Würstchen, 2 Sardinen, 1 Gewürzmischung zusammenstellen. Und dank der Spenden konnten unsere Projektpartner*innen mehrere hundert Lebensmittelpakete verteilen: an eine Fraueninitiative, die Wohnungslosenbewegung, Indigene und Favelabewohner*innen. Und ich denke: Wenn morgen durch meine Bemühungen nur eine einzige Familie genug zu essen bekommt, bin ich zufrieden, ich habe etwas getan.

Brasilien gegen Hunger

Es wäre schrecklich, meinen Leuten einfach den Rücken zu zeigen

Salvador besuchte: Dort arbeiten wir zusammen mit dem Projekt *Centro Fabio Sandei* – ein Kindergarten alleinerziehender Eltern und ein Gesundheitszentrum für arme Leute. Jetzt besucht man Kinder zuhause. Leider merkt man die zunehmende Verarmung in der Pandemie, wegen der Regierung ... Es war vor vielen Jahren schon einmal so, dass Menschen zu unserem Haus kamen und um einen Teller essen baten. Und jetzt kommt es wieder. Hier dürfen wir schon mal leben, in Brasilien werden immer noch Tausende Leute am Tag krank, die Krankenhäuser sind voll. In meiner Stadt, so groß wie Freiburg, 100 Kilometer von Salvador entfernt, gibt es keinen Platz für Patienten, egal mit welcher Krankheit. Ich rufe da jeden Tag an. Heute ist das einfach, aber ich

Leuten einfach den Rücken zu zeigen. Meine Eltern sind alterskrank, und ich helfe meiner Schwester, die sie pflegt und deshalb nicht arbeiten kann, mit Geld. Genauso unterstützen wir zusammen mit deutschen Kolleg*innen aus der Brasilieninitiative andere Leute.

Und was macht man in dieser Situation? Das Problem mit Hunger ist gerade sehr groß. Die staatliche Corona-Nothilfe gab es drei Monate lang, dann nicht mehr, und jetzt sind es 51€ pro Monat für eine ganze Familie, nicht mal ein Viertel vom absoluten Minimum. Deshalb hat mein *Centro Fabio Sandei*, genauso wie unsere anderen Partner aus Recife, Paraíba, Ubatuba und São Paulo angefragt: Helft uns, die Lebensmittelpakete in den Stadtvierteln zu ver-



Essenverteilung durch ein von der Brasilieninitiative unterstütztes Straßenkinderprojekt in São Paulo. Foto: Valéria Passaro

Die Brasilieninitiative ruft alle auf, sich weiterhin an der Kampagne zu beteiligen: www.brasilieninitiative.de

Von Murat Küçük

Ich konnte mein Englischlernen in Coronazeiten mit Netflix und Duolingo nicht so voranbringen, wie ich es mir gewünscht hätte, denn inzwischen trat etwas ganz Neues in mein Leben. Ich habe ein Masterstudium über die alevitische Kultur an der *Ankara Hacı Bayram Veli Universität* in der Türkei begonnen, und es tat so gut, mich nach vielen Jahren wieder mit diesem Thema zu beschäftigen, welches ich vor zwanzig Jahren in Istanbul zurück gelassen hatte. Also musste ich mich erst einmal auf meinen Online-Unterricht konzentrieren. Es schützte mich gleichzeitig vor der Intensität der Pandemienachrichten. Ich hatte einfach keine Zeit dafür. Vielleicht einmal in der Woche warf ich einen Blick in die Zeitungen, informierte mich über die aktuelle Situation, sah TV-Nachrichten über die Entwicklung des Impfstoffs, und das war's.

Im ersten Semester hatten wir sechs Stunden Unterricht pro Woche, und das war die größte digitale Herausforderung für mich. Am Anfang hatte ich einfach keine Ahnung, wie alles zu laufen hatte. Mittlerweile habe ich mich daran gewöhnt und sogar meine erste Online-PowerPoint-Präsentation mit Bildern und Videos geschafft.

Von Eric Binner

Studieren in Pandemiezeiten kann eine Herausforderung sein. Es kann aber auch eine Möglichkeit sein, um neue Wege des Studiums auszuprobieren und persönlich zu wachsen. Ich denke, ich darf behaupten, dass ich weiß, wovon ich rede. Denn ich habe mittlerweile selbst fast drei Semester Onlinestudium und Distanzlehre hinter mir. Eins davon im Ausland.

Der große Vorteil eines Onlinestudiums ist selbstredend das größere Maß an Ortsunabhängigkeit und zeitlicher Flexibilität. Unabhängig davon, ob man sich am heimischen Schreibtisch oder auf Zugfahrt durch die Bundesrepublik befindet, eine Videoaufzeichnung lässt sich von überall und zu jeder Zeit verfolgen, eine gute Internetverbindung vorausgesetzt. Problematisch wird es da erst, wenn man in Seminaren auf einmal etwas gefragt wird und selbst zu Wort kommen muss. Da spielt die hin-

Möglich wurde alles mit der Unterstützung durch meinen Arbeitsplatz und durch die Familie. In dem Laden, in dem ich und meine Kolleg*innen unter Pandemiebedingungen ganz schön tapfer weiter gearbeitet haben, waren die Vormittags- und Nachmittagsteams schon

Vorfreude auf Kreta

Studieren in Zeiten einer Pandemie

ab November komplett getrennt. So konnte ich an den Vormittagen arbeiten und an den Nachmittagen problemlos dem Unterricht folgen. Alles lief wunderbar! Unsere Gruppe besteht hauptsächlich aus Studenten aus Ankara. Es gibt auch Teilnehmer*innen aus anderen Städten der Türkei, wie Kayseri, Muğla, Malatya und Istanbul. Gemeinsam studieren wir z. B. alte Texte aus dem 16. Jahrhundert, lesen verschiedene Artikel und diskutieren über verschiedene Aspekte und Gegebenheiten in der Vergangenheit oder in der Gegenwart. Vor zwanzig Jahren, waren die Möglichkeiten für ein wissenschaftliches Studium zum Thema ziemlich begrenzt. Inzwischen

wurden in vielen Universitäten Abteilungen und Institute hierzu eingerichtet. Dies ist eine wichtige gesellschaftliche Entwicklung. Zwei Semester sind schon vorbei. Ab September fange ich an, meine Masterarbeit zu schreiben. Ich möchte zu den Gründungsmythen

und zu den Überseebeziehungen eines historischen Dervisch-Klosters in Antalya forschen. Im Sommerurlaub werde ich mit mittelalterlichen Erzählungen und Chroniken beginnen. Ich habe ein Jahr Zeit dafür. Ich muss diesen Ort besuchen, Bauern und Yörük-Nomaden interviewen, in Archiven und Museen recherchieren. Vielleicht muss ich

sogar einmal nach Kreta und Kairo fliegen. Ob das alles so klappert unter den Pandemiebedingungen, weiß ich noch nicht, das weiß niemand. Aber die Pandemie hat mir bewusst gemacht, wie zerbrechlich unser Leben ist, und der Tod ist immer bei uns. Wir haben so viele Menschenleben verloren, so z. B. meine Cousine, eine junge Krankenschwester in İzmir, und Turhan Taşçı, einen meiner besten Freunde hier in Freiburg, mit zurück gebliebenen Träumen. Das Coronavirus mit neuen Mutationen hat die Welt immer noch fest im Griff, und wie lange das noch dauert, weiß niemand. Auch deshalb, denke ich: Doch, es war die richtige Entscheidung; das Studium mit 53 und das mitten in der Pandemie. Solange Interesse und der Wille dabei sind. Ich freue mich auf Kreta!



tergründige Geräuschkulisse dann doch wieder eine Rolle.

Das Zweite ist der positive Zuwachs an digitalen Lehr-Lern-Formaten, die in Teilen ein Präsenzstudium sehr gut kompensieren

alltag schmerzlich erleben müssen. Denn ein Studium ist eben deutlich mehr als das bloße Aneignen von Wissensinhalten. Es ist auch das

wenige Menschen treffen könne.

Das mache es schwieriger, sich an die neue Umgebung anzupassen. Ich verstehe ihn gut, mir ging es in meinem Auslandssemester ähnlich.

Trotz aller Hürden und Entbehrungen der letzten Zeit bin ich als Student froh über diese Erfahrung. Ich denke, vielen meiner Mitstudierenden geht es ähnlich. Denn nach dem Motto *Hurra, wir leben noch!* hat uns das Onlinestudium gezeigt, wie ein Studienalltag auch im Distanzformat funktionieren kann. Vielleicht ein Vorgeschmack auf kommende Zeiten? In jedem Fall führte die lange Zeit der leeren Universitäten zu einer neuen Wertschätzung des persönlichen Miteinanders. Und das ist doch schonmal etwas ...

Eric Binner studiert Deutsch als Zweitsprache/Fremdsprache im 4. Mastersemester. Aktuell ist er für ein Erasmussemester in Verona. Er ist Co-Autor vom Podcast Bächeltalk des Studierendenwerks Freiburg. youtube.com/watch?v=_k71zCkXk

Chancen und Hürden eines Onlinestudiums

Eine Einschätzung aus dem Auslandssemester

und gar bereichern können. Eine Umfrage auf *kahoot* oder Fragen zur Klausurvorbereitung mit *wooclap* bringen Interaktion in den digitalen Vorlesungssaal. Und auch eine Sprechstunde oder gar eine ganze Tagung lässt sich eben gut über eine Videosoftware abhalten, ohne aufwändige Anfahrtswege.

Die Wahrheit ist allerdings auch, dass Online-Begegnungen kein Ersatz sind für ein echtes Aufeinandertreffen in persona. Das haben wohl die allermeisten Studierenden die letzten Semester über in ihrem Uni-

gedämpfte Gespräch mit dem Tischnachbarn in der Vorlesung, es ist die Kleinentour während der Kennenlernzeit im ersten Semester, es ist der Gang nach dem Seminar mit den Kommilitonen in die Mensa. All das fehlte während der letzten Semester oder war nur sehr eingeschränkt möglich. Wie schwierig das sein kann, erzählte mir ein Freund aus Ghana, der zu Pandemiezeiten nach Italien für seinen Masterabschluss gekommen ist. Er beklagt, dass es für ihn kaum möglich sei, sich auf die neue Kultur einzulassen, weil er nur

»Dann mache ich meinen eigenen Kindergarten auf!«

Von Vera Bredova

»Bin allein mit viele Gadje' in Schule, Arbeit... meist das Gleiche – sie stehen zusammen und du bist draußen... Jetzt habe ich mich mittenrein gestellt und gesagt: Hallo, hier bin ich, ich bin unsichtbar! Ein paar haben gelacht, die meisten böse Miene aufgezogen«, schreibt ein 21-jähriger Roma.

Der Roma/Sinti Diskriminierungsbericht, den das Roma Büro Freiburg in Kooperation mit dem Sinti-Verein Freiburg schon im dritten Jahr herausgibt, macht genau das: Er versucht die Unsichtbarkeit zu überwinden, die Unsichtbarkeit der Kontinuität des Antiziganismus, der gravierenden Rassismus-Fälle und die der Menschen selbst. Der Text besteht aus persönlichen Berichten und analytischen Passagen. Er beinhaltet Kapitel über Arbeit, Öffentlichkeit, Polizei, Stadtverwaltung, Wohnen, Schule, Gesundheit und natürlich über den Ausnahmezustand wegen Covid 19, der z. B. Roma- und Sinti-Schulkinder besonders betraf. Er wurde in Zusammenarbeit vieler Menschen, mit Fallbeschreibungen (Zitaten aus Interviews, Gesprächen und der Beratungsarbeit) gesammelt und aufgezeichnet von Tomas Wald und gegengelesen von acht Personen aus den Communities und aus dem universitären Raum. Diesmal wurde für den Bericht zusätzlich die Studie *Weingarten: Die Bronx von Freiburg* von Professorin Dr. Uta Meier-Gräwe erstellt.

Bei dem Diskriminierungsbericht handelt es sich nicht um eine trockene soziologische Untersuchung mit Statistiken und Diagrammen, er liest sich eher wie ein Drehbuch für einen Dokumentarfilm und lässt bei aller Traurigkeit und der Ungerechtigkeit, die man entdeckt, sehr viel Zuversicht und Bewusstsein über ihre Rechte – vor allem bei der jungen Generation – spüren. So schreibt eine 16-jährige Sintiza, deutsche Bürgerin, über ihre Pläne:

»Wegen meinem Namen und meiner Adresse habe ich keinen Jahrespraktikums-Platz gefunden, ständig hieß es: schon vergeben. Jetzt aber über einen Bekannten. Und jetzt sind sie im Kindergarten richtig begeistert, wie ich Gemeinschaft mit den Kindern mache. Aber ich mach mir immer Gedanken, wenn ich keinen Job bekomme. Dann denk ich, mach ich Abitur und studiere und mach meinen eigenen Kindergarten auf. Warum? Mein Name ist Reinhardt, Wohnort Auggener Weg.«

~ Diskriminierungsbericht und Studie als PDF: roma-buero-freiburg.eu



Unsichtbarkeit überwinden.
Foto: kwasibanane

Der Migrant*innenbeirat will mehr politischen Einfluss

Von Claire Désenfant, Yin Lin und Sofia Alemann

Der Migrant*innenbeirat der Stadt Freiburg (MMB) will seine Rolle in der Kommunalpolitik der Stadt klären und erweitern. Deswegen hat er nach seiner Konstituierung im Februar 2021 eine Arbeitsgruppe aus seiner Mitte gegründet, die entsprechende Forderungen erarbeitet und der Stadtverwaltung vorgelegt hat.

Derzeit beeinflusst der MMB die Kommunalpolitik über zwei Ausschüsse des Gemeinderats: Er ist mit drei ständigen Vertretungen (sachkundige Einwohner*innen) im Ausschuss für Migration und Integration (MIA) aktiv. Dieser Ausschuss hat insgesamt 24 Mitglieder (der Oberbürgermeister, 16 Personen aus dem Gemeinderat und sieben sachkundige Bürger*innen). Der MMB hat also einen Stimanteil von 1/8 in diesem Ausschuss, der Empfehlungen für den Gemeinderat erarbeitet.

Weiter ist der MMB mit einem Mitglied im Ausschuss für Schulen und Weiterbildung (ASW) vertreten. Diese Vertretung ist allerdings nur gelebte Praxis. Sie ist in keinem Regelwerk festgeschrieben, so dass sie theoretisch jederzeit vom Gemeinderat beendet werden könnte.

Nur über diese Ausschüsse hat der MMB die Möglichkeit, Eingaben in Form von Empfehlungen in den Gemeinderat zu tätigen, also lediglich indirekt und mit geringen Stimmanteilen.

Der neu gewählte MMB möchte einen größeren Einfluss auf die Kommunalpolitik bekommen, um die Interessen der Migrant*innen besser zu vertreten. Er will, dass seine Vertretung im ASW festgeschrieben wird, so dass er sie nicht so leicht verlieren kann. Er will aber auch geregelte Vertretungen in weiteren Ausschüssen. Migrant*innen sind Teil der Freiburger Bevölkerung. Als solche sollten sie ein Mitspracherecht bekommen bei allen Themen, die sie – wie deutsche Freiburger*innen – auch angehen, so bei Fragen des Sozialausschusses, des Bauausschusses, oder in den Bereichen Kultur, Mobilität sowie Klima- und Umweltschutz. Der MMB fragt sich, warum diese formale Einflussnahme in anderen Städten wie Mannheim, Tübingen, Karlsruhe oder Böblingen schon längst gegeben ist, aber nicht in Freiburg.

Die gesetzliche Sachlage wird derzeit geklärt. Die erste Stellungnahme der Stadtverwaltung liegt vor. Demnach würde das sogenannte Zwei-Gremien-Modell (MIA und MMB), welches spezifisch für Freiburg beschlossen wurde, dem Gesetz entsprechen. Außerdem könne der MMB sich inhaltlich über die Stadtverwaltung und das Amt für Migration und Integration einbringen.

Diese Möglichkeit der inhaltlichen Partizipation wird seitens des MMB zwar begrüßt, er will aber auch eine formale, seitens des Gemeinderats rechtlich festgeschriebene Einflussnahme, die darüber hinaus geht. Die Arbeitsgruppe des MMB will die Sachlage unabhängig prüfen lassen.

Wir wollen einen gemeinsamen Kampf

Ein Interview mit der Istanbul Feministin Esril Bayrak

Das Gespräch führte Gül Keetman

Warum war die Istanbul-Konvention für die Frauen in der Türkei wichtig?

Esril Bayrak: Die Staaten wurden dazu verpflichtet, eine Politik zu entwickeln, die gewährleistet, dass Frauen vor Gewalt geschützt werden. Für ein Land, in dem die Ungleichheit der Geschlechter so groß ist wie in der Türkei, in dem der Familie ein so großer Wert beigemessen wird, ist das ein sehr wichtiger Vertrag. Auch wenn die Konvention nicht ganz umgesetzt wurde, ist sie auf der symbolischen Ebene abschreckend und sie hat dazu beigetragen, das Denken gegen die Gewalt zu fördern.

Die Konvention hat einen internationalen Kontrollmechanismus ins Leben gerufen.

Ja, die Staaten sind einer Kontrolle unterworfen. Deshalb will man sich auch daraus zurückziehen. Denn die Türkei ist kein Land, das die Gleichstellung von Frauen und Männern besonders gewährleistet und wünscht.

Was ändert sich mit dem Rücktritt von der Konvention?

Seit der Ankündigung am 20. März war eine Zunahme bei den Frauenmorden zu erleben, die man geradezu mit den Augen sehen konnte. Obwohl der Rückzug vom Vertrag noch nicht vollzogen war, hat das bei den Männern einen Eindruck verfestigt, dass es in der Gesellschaft, auf der Ebene des Staates keine hohe Strafe geben würde, wenn Männer Frauen töten. Die Männer wissen sehr wohl, dass sie den Staat hinter sich haben.

Was für einen Kampf führen Sie als feministische Gruppen gegen diese Entscheidung?

Ein Fuß der politischen Arbeit ist im Parlament. Außerdem hat dieser Kampf einen Fuß auf der Gasse. Seitdem die Entscheidung bekanntgegeben wurde waren wir ständig in Aktion, haben die Frauenorganisationen in Istanbul, in Ankara und in den kleineren Städten die Straßen mit ihren Aktionen gefüllt. Jetzt ist es das Hauptziel, den Menschen auf der Straße die Wichtigkeit der Istanbul-Konvention ganz klar zu machen und ihre Unterstützung zu gewinnen. Wir planen auch eine noch größere Massenaktion.

Was erwarten Sie von Organisationen im Ausland, in Europa, in Freiburg?

Wir wollen Eure Stimme hören. Wir wünschen uns, dass unser politischer Kampf in der Türkei auf der ganzen Welt und in Europa eine Entsprechung hat. Wir wollen, dass es nicht nur als Solidarität, sondern als gemeinsamer Kampf gesehen wird, denn auf der ganzen Welt und auch in Europa nehmen die Frauenfeindschaft, die Gegnerschaft gegen die LGBT, die Ablehnung von Abtreibungen stark zu. Ein autoritäres Denken, das die Familie ins Zentrum rückt, ist im Aufwind. Der Hass auf die LGBT hat in letzter Zeit in allen Ländern ohne Unterschied stark



Esril Bayrak
Foto: privat

zugenommen und die Betonung nationaler Abgrenzungen hat sehr zugenommen. Deshalb wollen wir nicht, dass der Kampf in der Türkei bleibt. Wir wollen einen gemeinsamen Kampf. Ihr in Europa solltet auch so denken. Wir möchten, dass die Frauenorganisationen in Europa den Prozess des Ausscheidens aus der Konvention verfolgen, der am 1. Juli abgeschlossen sein soll. Eben

weil der Europarat zuständig ist und wir nicht so gut auf unsere Regierung Einfluss nehmen können.

Esril Bayrak ist 1998 in Istanbul geboren; Abschluss an der Fakultät für englische Sprache und Literatur der Istanbul Universität. Sie arbeitet als Herausgeberin und als Übersetzerin für feministische Inhalte in einem Verlag. Außerdem arbeitet sie in der Kampagne für die Umsetzung der Istanbul-Konvention.

Diese Regeln nehmen uns unsere Rechte

Drei Kläger gegen die Hausordnung im Freiburger Flüchtlingscamp erzählen

Das Gespräch führten LEA Watch und Radio Dreyeckland

Quashie: In der LEA* zu leben, fühlt sich nicht gut an. Ehrlich nicht. Ich weiß nicht, wer das vorgibt, aber die Mitarbeiter*innen dürfen sich nicht mit uns anfreunden. Das ist deren Job. Es gibt ein paar freundliche Securitys. Aber sonst dürfen sie wohl nicht nett und freundlich zu uns sein.

Emmanuel: So, wie die Dinge im Camp laufen, fühlen sich einige von uns manchmal wie Gefangene. Im Camp ist es todlangweilig. Wir haben keine Fernseher in unseren Zimmern, keine Radios, nichts. Wenn du kein Smartphone hast, wird es schwierig. Manchmal geht dann noch das WLAN aus. Aber wenn es keine Unterhaltung gibt, keine Interaktion, dann wirst du depressiv. Du denkst viel nach. Und wenn du über Situationen nachdenkst, triffst du Entscheidungen, die du eigentlich nicht willst. Es hat Einfluss auf deine Fähigkeit, klar zu denken.

Ba: Die Zimmer sind immer offen. Jede*r im Camp kann in dein Zimmer, ohne, dass du davon etwas mitbekommst. Es gibt zwar ein Schließsystem, aber nur die Mitarbeiter*innen haben Schlüssel zu den Zimmern. Es kommt vor,

dass Sachen geklaut wurden, wenn du länger nicht im Camp bist. Sie müssten uns auch die Schlüssel aushändigen. Stattdessen kommen sie und kontrollieren die Zimmer – in Zeiten von Corona zwei oder dreimal die Woche. Davor kontrollierten sie die Zimmer jeden Tag. Im Camp ist es verboten, in den Zimmern zu kochen. Wenn das Sicherheitspersonal dich findet und sieht, dass du etwas zubereitest, nehmen sie dir alles weg. Ich habe eine Hautallergie und esse nicht oft in der Kantine. Das Essen ist überhaupt nicht gut. Manche können das Kantineessen überhaupt nicht essen.

Das Beste ist, einen Transfer zu bekommen. Nach einem Transfer lebt man zwar in ähnlichen Camps, aber der Unterschied ist, dass man in den Erstaufnahmezentren nicht arbeiten darf. Man darf auch keine Besuche empfangen oder für mehr als drei Tage verreisen. Nach einem Transfer in eine kommunale Unterkunft hat man das Recht, zu arbeiten, für sich selbst zu kochen und Besuche zu empfangen. Zu den Finanzen: ich kann nicht sagen, dass das Taschengeld, das man uns gibt, genug ist. Es kann nicht noch etwas dazuerdienen. Für die Arbeit im Camp bekommen wir 80 Cent pro Stunde. Wir alle wissen, dass in Deutschland eine Arbeits-

stunde je nachdem mit sechs oder acht Euro entlohnt wird.

Emmanuel: Wir haben hier kein eigenes Leben, unser Leben wird diktiert. Diese Regeln nehmen uns unsere Rechte. Deshalb klagen wir gegen diese Hausordnung. Regeln werden für Menschen gemacht, nicht umgekehrt.

Ba: Wir, die wir im Lager leben, haben uns zur Klage entschieden, weil wir wie alle anderen leben wollen. Wir sind teilweise schon Jahre hier und haben uns entschlossen, diese Klage einzureichen, damit sich einiges ändert.

Quashie: Vielleicht hilft es Menschen in der Zukunft. Auch wenn es uns nicht hilft. Das ist der Hauptgrund, wieso ich die Klage gegen das Camp und die Behörde unterschrieben habe.

~ Landeserstaufnahmeeinrichtung Freiburg
~ Im Dezember haben 6 Geflüchtete in der LEA Freiburg gegen die dort gültige Hausordnung beim Verwaltungsgerichtshof BaWü geklagt. Der Eilantrag wurde Anfang Juli abgelehnt. Das Gericht erkennt aber an, dass es für bestimmte Zimmerkontrollen an einer gesetzlichen Grundlage mangelt. Weiteres wird noch im Hauptverfahren entschieden.

~ Auf eigenen Wunsch werden nur die Vornamen verwendet.

~ grundrechte-am-eingang-abgeben.de



Irgendwie interkulturell Die schöne Colga

500 Jahre Globalisierung. Im Hafen von Genua Foto: kwasibanane

Von Alexander Sancho-Rauschel

Manche lieben eine Olga, ich liebe eine Colga. Ein ungewöhnlicher Kosenamen, ich weiß, aber sie ist auch eine außergewöhnliche Reisegefährtin, eine bessere kann man sich nicht wünschen. Ja, wir führen eine reine Reisebeziehung. Keine Fernbeziehung, wohlgeachtet, nur im Vagabundendasein finden wir zueinander.

Es liegt ihr im Blut, denn weitgereist war sie schon, bevor wir uns kennenlernten. Das war vor einiger Zeit in einem schummrigen kleinen Laden, im Hafenviertel von Genua, jener geheimnisvollen, sonnen-durchfluteten und vor Leben sprühenden Seefahrerstadt. Von hier aus machte sich einst Kolumbus auf den Weg, der als Entdecker Amerikas galt, bis wir herausfanden, dass die indianischen Ureinwohnerinnen und Einwohner sich bereits selbst entdeckt hatten. Dass dieser Itali-

ener von Barcelona aus im Namen der spanischen Krone seine Reise antrat, spielt für die Genuesen keine Rolle, der Sohn der Stadt wird heute als Namensgeber von Straßen, Cafés, Pizzerien und Kaffeeröstungen verehrt und gewürdigt.

Meine Colga dagegen ist keine Genueserin. Wie gesagt, ich fand sie im Hafenviertel, im afrikanischen Quartier, wo sich Afroshops, exotische Lebensmittelgeschäfte und afrikanische Hairboutiquen aneinanderreihen. Mitten in dem Gassengewirr aber gibt es auch einen kleinen Laden, dessen Inhaber aus Indien stammt. Dort trat sie in mein Leben, eine Colgate Herbal Zahnpastatube, mit einer attraktiven grün-roten Vorderseite, von der aus mir vier verschiedene Kräuterbilder entgegenlachten.

Colgate ist ja die Marke eines US-amerikanischen Chemiekonzerns (Kolumbus lässt grüßen), aber die Tube, die mir der nette Inder im Afrikanerviertel dieser italienischen Hafenstadt verkaufte, trägt auf der weißen Unterseite die Aufschrift *Manufactured in Guangzhou, China*. Wie gesagt, sie ist weitgereist, meine

porzellanweiße Schöne. Die Inhaltsangaben – mit vielen Kräutern! – sind vorsichtshalber auf Englisch und auf Französisch aufgeführt. Was mich aber bis heute verblüfft und beeindruckt, ist der im Kleingedruckten zu entdeckende Hinweis: *Distributed by Colgate-Palmolive Nigeria, Ademola Street, Lagos*.

Während ich noch überlege, ob alle Kontinente dieser Erde beteiligt sind, gerate ich ins Grübeln, ob die interkulturelle Weltläufigkeit meiner Begleiterin ein Grund zum Schmunzeln – oder angesichts der nicht gerade klimafreundlichen Transporte eher zum Weinen ist. So oder so, ich fühle mich statt an die Reisen des Kolumbus eher an die Irrfahrten des armen Odysseus erinnert. Dank derer aber mein indischer Verkäufer den Preis der regulären Zahnpasta im Supermarkt nebenan sicher lässig unterbietet.

Weil ich sie nur auf Reisen benutzte, und sie in der Zwischenzeit in meinem Reiseneccessaire schlummerte, hat sie lange gehalten. Jetzt aber macht sich Leere breit. Bei mir – und auch bei Colga, denn die Tube ist alle. Es ist traurig, denn damit geht auch unsere intensive Reisebeziehung zu Ende. Mir ist klar: Wie sie kann es keine Zweite geben!

Schlüssel weg

Von Carmen Luna

Ich komme nach Hause, suche wie immer meinen Schlüsselbund in meiner Hosentasche und merke, dass er nicht da ist. Bleib ruhig – denke ich – irgendwo ist er, du hast ihn noch nie verloren. – Aber nein, er ist nicht da.

Ich hole schnell meinen Ersatzschlüssel bei meinen Nachbarn ab. Dann fängt der Alptraum an. Ich laufe den ganzen Weg wieder hin und zurück. Nein, meine Schlüssel liegen nirgends herum.

Ich gehe zum Fundbüro. Wegen Corona darf ich eigentlich nicht rein. Der Mann an der Eingangstür weiß, dass gerade ein Schlüsselbund abgegeben wurde, und nur deshalb lässt er mich bis zur Info. Nein, das sind nicht meine. Ausnahmsweise bekomme ich ein Ticket und werde zum Fundbüro weitergeleitet. Nach 30 Minuten bin ich dran. Wann haben Sie Ihren Schlüsselbund verloren? – Vor etwa drei Stunden. – Das ist noch zu früh, fragen Sie in fünf Tagen wieder. – Fünf Tage! Das ist mein Haustürschlüssel. – Sie können jeden Tag im Online-Portal des Fundbüros nachschauen.

Ich erfahre auch, dass verlorene Sachen manchmal beim Polizeirevier abgegeben werden. Fünf Minuten später bin ich beim Polizeirevier Nord. Wegen Corona darf man nicht rein, aber der Polizist an der Eingangstür fragt seinen Kollegen. Nein, es tut ihm leid, aber keine Schlüssel sind abgegeben worden. Er erzählt mir, dass diese Sachen manchmal beim Bürgeramt im Rathaus abgegeben werden. Ich eile dorthin. Nein, auch dort sind sie nicht. Ich laufe durch die Stadt und frage jeden Polizisten, ob er meinen Schlüsselbund vielleicht gefunden hat ... nein, nein, nein. Ich muss es akzeptieren, ich habe meine Schlüssel verloren.

Die nächsten Tage sind überschattet, die Schlüssel tauchen nicht auf, und ich habe viel umständliche Arbeit wegen des Verlustes: Hausverwaltung, Versicherung ...

Was ich raten kann, wenn Sie einen Schlüssel oder Wertesachen finden: Sie sollten diese am Besten so schnell wie möglich im Fundbüro des Bürgeramtes im Rathaus im Stühlinger, bei einem Polizeirevier oder auch einem Polizisten abgeben. Sie werden die unendliche Dankbarkeit der betroffenen Menschen bekommen.

Verloren und jetzt?

Zentrales Fundbüro Freiburg Fehrenbachallee 12
0761 201 4827-4828 ~ fundbuero@stadt.freiburg.de

Die Online-Suche des Zentralen Fundbüros Freiburg bietet für allen Bürger*innen die Möglichkeit, im Internet in verschiedenen Kategorien nachzusehen, ob ihm verloren gegangene oder gesuchte Gegenstände beim Fundbüro abgeliefert wurden:
~ freiburg.de/pb/-/205332/vbid6005017

Fundsachenzentrale der Uni Freiburg. Nach Ablauf einer laufenden Kalenderwoche werden die Fundsachen an der Pforte im Rektoratsgebäude gelagert: Friedrichstraße 39, Ansprechpartner: Sergo Marikjan
0761 203 4260, ~ fundsachen@zv.uni-freiburg.de

SBG SüdbadenBus GmbH Fundbüro
0761 3680388, Bismarckallee 2a

VAG Fundbüro. Wegen Corona zur Zeit geschlossen. Anfragen per E-Mail oder telefonisch sind möglich:
0761 4511 500, ~ fundsachen@vagfr.de

Deutsche Bahn Fundbüro. Sie haben im Zug oder Bahnhof etwas verloren oder gefunden?: Hbf, Bismarckallee 5-7, 030 586020909, ~ fundservice.bahn.de



Foto: kwasibanane



Immer wieder freitags wandelt sich das Backhaus der Vielfalt in einen dieser ganz besonderen Orte, zu denen man ohne Insiderwissen nie finden würde. Fotos: kwasibanane

Von Viktoria Balon

Diese Türe in der Wand eines Häuschens in St. Georgen hätte ich nicht bemerkt und ich hätte nicht geklopft, wenn da dieser Duft nach frischem Brot nicht gewesen wäre.

Drinne ist es unerwartet hell, in dieser antiken Stube mit Holzbalken unter dem Dach. Ein Feuer brennt in den zwei Holzöfen. Vor mir steht die fünfjährige Maja, im Ofen liegen die Brote – rund und rechteckig. Hannes Küchlin, ihr Papa, holt mit dem Schieber drei Brote heraus, die Maja heute zum ersten Mal selbst gemacht hat.

Eigentlich war es seine Idee, diese Bauernhof-Bäckerei wiederzubeleben, geboren 2012 in einem Kreis guter Freunde. Das Dach und die Fenster mussten erneuert werden sowie der Innenausbau, und schließlich wurde 2016 der Verein *Backhaus der Vielfalt* gegründet. Seitdem werden hier an Diensttagen und an Donnerstagen Brote gebacken.

Ein Kunde kommt vorbei. »Das Brot ist sehr lecker und gesund«, sagt Fabian, »außerdem unterstützt man die richtige Sache. Jeder von uns zahlt einen monatlichen Mitgliedsbeitrag und bekommt dafür jede Woche ein Kilo Brot. Meine Familie wohnt direkt hinter der Bäckerei, und es ist genau wie es sein muss: eine alte Backstube – jetzt eine neue.« Die 170 Mitglieder können ihr Brot auch in anderen Stadtteilen in Brotkästchen mit Zahlenschloss abholen.

Von Anfang an sind Menschen mit Einschränkungen und ohne, mit ganz unterschiedlichen Biografien und aus verschiedenen Kulturen mit dabei. Die Bäckerin Agata ist Polin, Ivan vom Vorstand ist Serbe, Imanuel, der schon bei der Initiativgruppe dabei war, ist Israeli. »Wo alle einzelnen genau

Um vier Uhr morgens fängt Hannes an, den Ofen mit Holz zu befeuern, das Getreide hat er schon am Vorabend in der eigenen Mühle gemahlen; Formen fetten, mischen, kneten ... Auch die anderen – Imanuel, Frederika oder Agata – arbeiten von früh morgens bis 15 Uhr nachmittags in der Backstube. Hannes als

chen. »Jeder hat seinen Enthusiasmus, seine Begeisterung im Leben. Wir sind hier gelandet, weil wir es mögen, Feuer anzumachen, Brot zu backen, die Arbeit ist sehr sinnlich und schön.«

Bei Imanuel liegt diese Begeisterung für richtiges Essen in der Familie, in der alle sehr viel zusammen kochen. »Was ist israelisches Essen?« frage ich »Es ist gemischt, es entsteht gerade, es ist jüdisch-osteuropäisch, arabisch, aus allen den Ländern, aus denen die Juden kamen, von Marokko bis Äthiopien. Ich kann nicht sagen, dass ich alles davon kenne.« Seinen Humus habe ich aber bereits probiert: Sicher der beste in Freiburg. »Ich versuche es richtig zu machen: Die Zutaten kommen aus Israel. So einen Humus zum Beispielen kann man hier nicht kriegen, weil man genau diese Zutaten nicht hat.« Seit ein paar Monaten hat er hier freitags noch ein anderes Projekt: Ein Mittagessen, nicht auf Mitgliedschaftsbasis, sondern er verkauft frisch gebackenes Fladenbrot, Humus, Auberginen aus dem Ofen und selbst gemachten Frischkäse aus Kuh- und Schafjoghurt. Freitag abends ab fünf gib es Pizza. Dann kommen viele Menschen, sie sitzen auf dem Boden, unterhalten sich leise, und es duftet nach frischem Brot und marokkanischem Kaffee – dann herrscht eine tolle Stimmung im sonst etwas verschlafenen St. Georgen.

Es riecht nach Brot

Die versteckte Vielfalt in St. Georgen

herkommen, weiß ich auch nicht immer.« Imanuel Rafaeli, der heute mitbäckt, ist in Mannheim geboren, dann zogen seine Eltern zurück nach Israel, wo er aufwuchs. Irgendwann bewegte er sich wieder in die entgegengesetzte Richtung, in das Land seiner Urgroßeltern. Ich frage ihn nach den Brot-Sorten. »Wir haben unendlich viele Sorten, auch wenn das Grundrezept gleich ist«, grinst Imanuel. »Weizen, Roggen, Dinkel, Hafer kommen immer in unterschiedlicher Zusammensetzung vor.« – »Der Name Vielfalt steht auch für unser Brot«, ergänzt Küchlin. »Wir sind in einem natürlichen Umfeld, die Temperatur ist nicht gesteuert, in Unterschied zu konventionellen Bäckereien ... Aber genug! Der Bäcker spricht nicht über sein Brot, sagt ein uraltes hebräisches Sprichwort.« Eine Hupfknetmaschine knetet in einem Edelstahlkessel mit eiserner Hand den Teig und Imanuel hilft mit seiner Hand.

Vereinsvorstand kümmert sich auch um die Projekte: »Backhaus« ist immer für Neues offen. Inzwischen kommen Anfragen aus ganz Deutschland, die Ähnliches planen. »Wir versuchen auch weiter für Menschen mit Behinderung ein paar Tage Beschäftigung bei uns zu ermöglichen. Es gibt immer wieder ein längeres Praktikum für sie.«

Hannes ist schon sehr früh ein leidenschaftlicher Gemüsegärtner gewesen: Er hat mit Saisoniers zusammen Spargel und Erdbeeren geerntet, weil er wissen wollte, wie hart diese Arbeit ist. Er hat auch in Indien gegärt. »Ich denke heute, da war ich zu jung, konnte vieles noch nicht verstehen.« – »Ich auch«, sagt Imanuel. Beide verbindet viel, z. B. ein Kochkollektiv, wo sie sich kennen gelernt haben, ihr Engagement für Solidarische Landwirtschaft und die Leidenschaft »für richtiges Essen, das in allen Kulturen gemacht wird«. Imanuel füllt den fertigen Teig in die Gärkörb-

☞ **backhaus der vielfalt**, Terlaner Str. 1, Freiburg-St. Georgen, **Mittagstisch** Freitag 12–14 Uhr, **Pizza&mehr** Freitag 17–21 Uhr ~ backhausdervielfalt.de



Foto: kwasibanana

Weinempfehlung zum Lobio Solidarische Weine aus Freiburg

Niemand darf aufgrund seiner Staatsangehörigkeit, Hautfarbe, sexuellen Orientierung, Religion oder Kultur diskriminiert oder ausgegrenzt werden. Dafür braucht es Unterstützung und Vernetzung. Deshalb gehen zwei Euro von jeder Flasche dieses Weins an **Solidarity City Freiburg**.

Die Solibeiträge werden für den Druck des Newsletters verwendet sowie für die zweite Solidarity City Konferenz, die in Freiburg stattfinden soll. **Auf Euer Wohl, auf die Solidarität!**

☉ Erwerben könnt Ihr eine Auswahl von 6 verschiedenen Solidarischen Weinen im Weingut & Brennerei Andreas Dilger, Urachstr. 3 weingut-andreas-dilger.de

Meine ersten Eindrücke von Freiburg

Internationaler Club des Studierendenwerks Freiburg. Auf Vorschlag aus dem InForum wurden Studierende nach Defiziten im Stadtraum gefragt.

Ich finde die Durchsagen an deutschen Bahnhöfen, in Bussen und Bahnen allgemein unfreundlich. In Japan hört sich das freundlicher an. Das Problem ist, dass sie auch immer nur auf Deutsch angesagt werden, oft zu leise, zu schnell oder undeutlich gesprochen. Wenn die Durchsagen in Ausnahmen auf Englisch gemacht werden, ist das Englisch oft sehr schlecht. Hilfreich wäre es, wenn es die Fahrgastinformationen in Bussen und Bahnen über Monitore auf Deutsch und Englisch gäbe.

Mirai, Japan, Universität Freiburg



Lobio

Veganer georgischer Bohneneintopf

Von Ketino Bachia

Es gibt einen Topf. Der Topf ist aus rotem, einheimischem Ton, mit rauer, sich grob anführender Oberfläche. Seine volle Form, mit einem schmalen Boden, zur Mitte hin gerundet, nach oben hin gemütlich und am Hals wieder schmal, erinnert an eine Vase. Zu dem Topf gehört kein passender Deckel.

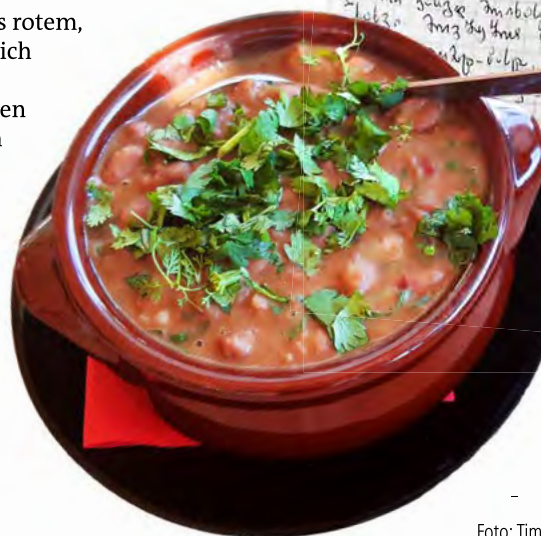
So ein Topf heißt *qotani*, es ist ein Traditionsgegenstand. In ihm wird das Kochfeuer der Ahnen sichtbar. Jede Familie in Georgien besitzt einen *qotani*, groß oder klein. *Qotani* hat ein dazu gehörendes Adjektiv, das nicht immer und nicht notwendig ausgesprochen wird: *lobios* – das bedeutet nämlich Bohnen. So wie in Deutschland automatisch die *grünen Bohnen* gemeint sind, wenn man von *Bohnen* spricht, klingt in georgischen Köpfen bei dem Wort die Rotebohnglocke und spielt das Rotebohneintopflied.

Nun, *qotani* ist für *lobio*, Bohnen, für rote und manchmal für die bunten, besser gesagt: gepunkteten. *Qotani* fängt langsam an zu köcheln und kocht und köchelt, bis die Bohnen gar sind und weich zum Zerquetschen und zum Feinwerden. Wenn man aus nostalgischen Gründen *qotani* in eine westeuropäisch-moderne Wohnung auf eine Elektroplatte stellt, kann die Gewöhnung an die neuen Umstände dem *qotani* so viel Energie abverlangen, dass er den ganzen Tag lang vor sich hin brutzelt, ohne ein deutliches Zeichen zu geben, ob er noch wach ist. Erst riecht es nach

verbranntem Ton. Die Sinne wachen auf. Nach und nach, mit Hilfe grünknoblauchiger Würzorgien, drehen die Wohlgerüche die Runde.

In meiner Kindheit gehörte die Lobiokauffahrt zum Markt des einen etwa 50 Kilometer entfernten Dorfes zum Ritual. Früh morgens an einem Samstag im Herbst wurden wir ins Auto gesetzt, und so wie man hierzulande zum Weihnachtsmarkt fährt, sind wir auf ins *Bohnen*dorf! Dort auf dem Bauernmarkt gab es selbstverständlich alles, was ein Menschenherz sich im Herbst erträumt: goldbraune Alexanderbirnen in Reihen, dunkle, mit weißlichem Puder überzogene Dörr-Honigäpfel-Bänder auf der Überdachung der Verkaufsstände hängend, Körbe, Mörser und Kartoffeln, geräucherte luftgetrocknete Schinken besonderer Qualität. Das Auto war vollgeladen. Auf der Fahrt zurück, nachdem ein Vorrat der besten *lobio* in ganz Georgien für den ganzen Winter sicher in unserem Auto lag, brachen wir gold-rote Äste ab, die in der Stadtwohnung für üppige Herbstgefühle sorgten, aus der kurzzeitig zur Vase verwandelten *qotani* leuchtend – bis die Bohnen drankamen.

Für Georgier meiner Generation schlägt bei *lobio* nicht nur der Gong des meditativen Kochens, sondern leider noch ein anderer Ton: eine Art Alarm. Als in den 90er Jahren in Georgien Kriege und Chaos herrschten, wurden Bohnen und Maismehlfladen zur Hauptspeise des in Not geratenen Volkes.



ლობიო. Originalrezept von Mama Foto: Ketino Bachia

Lobio από τη Θεσσαλονίκη Foto: Timur Abramovich



Zutaten für 4-5 Personen

- 500 g getrocknete rote (Kidney-)Bohnen
- 2 kleine Zwiebeln
- 100 ml Sonnenblumenöl
- 1 Schuss Essig
- 2-3 Zehen Knoblauch
- ein Bund Koriandergrün
- 3-4 Stiele (rotes) Basilikum
- 2-3 Zweige Bohnenkraut
- 1 Stiel Sellerie
- Salz, Pfeffer, Chiliflocken nach Geschmack

Zubereitung

- Um die Kochzeit zu reduzieren wäre es besser, die Bohnen am Vorabend in Wasser einzuweichen. Die Bohnen in einem Topf mit dickem Boden mit Wasser bedecken, aufkochen und bei niedriger Hitze fertig kochen, bis sich die Bohnen mit den Fingern zerdrücken lassen. Dabei immer wieder umrühren und nach Bedarf Wasser zufügen, so dass die kochenden Bohnen ein bis zwei Finger breit mit Flüssigkeit bedeckt sind.
- Anschließend die Bohnen mit einem Kartoffelstampfer oder Holzlöffel etwas zerdrücken.
- Die Zwiebeln schälen, fein würfeln. In einer Pfanne das Öl erhitzen und die Zwiebeln glasig andünsten.
- Den Knoblauch schälen und pressen, die Kräuter fein hacken. Alles zu den gedünsteten Zwiebeln geben, umrühren und 2-3 Minuten erhitzen. Mit Salz, Pfeffer und Chiliflocken würzen.
- Das Ganze in den Topf zu den gekochten Bohnen geben, gut umrühren und ca. 10-15 Minuten köcheln lassen. Das Gericht soll eine dickflüssige Konsistenz haben.
- Am besten mit Maismehlfladen oder Weißbrot servieren.



Qotani und andere Tonwaren auf einem georgischen Bauernmarkt. Fotos: Ketino Bachia